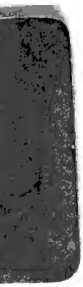
Die Verliebten

Raoul Auernheimer

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Raoul Auernheimer

Die Verliebten

Wiener Verlag
Wien Leipzig

Ex libris

280/1215/50

Die Verliebten

M/II/70

Digitized by Google

Digitized by Google

Raoul Auernheimer

Die Verliebten

Dritte Auflage

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1908

Digitized by Google

Sämtliche Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
vorbehalten.

Druck der k. und k. Hofbuchdrucker
Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Digitized by Google

PT
2601
U3
V4
1908

Inhalt.

Seite

Lebemänner 1
Pfeifer und Sohn 87
Nach Jahren 121
Die Andere 139
Das rote Kleid 161
Eine Mutter 181
Die Straße des Elends 197

Digitized by Google

Lebemänner

Digitized by Google

1.

Der junge Doktor Konrad Spreckelmeyer hatte die Ehre, einer angesehenen Juristenfamilie zu entstammen, die sich nicht ohne wesentliche Berechtigung zur besten Prager Gesellschaft zählte. Man war sich in dieser Familie seiner Vorzüge und Stellung wohl bewußt, und der heranblühende Konrad wurde seitens seiner Agnaten immer wieder darauf hingewiesen, welche Verpflichtungen die Angehörigkeit zu einer solchen Familie einem jungen Manne auferlege. „Vergiß nicht, daß du ein Spreckelmeyer bist," pflegte ihm sein Vater, der ein Advokat war, mit einer bedeutenden oratorischen Handbewegung zuzurufen, wenn der Jüngling etwa Dummheiten machen wollte. Und Spreckelmeyer vergaß es wirklich nicht, wenigstens solange er in Prag im Elternhause lebte.

Er war ein ziemlich kleiner, aber zierlicher und wohlgeformter Mann, mit kleinen Händen, kleinen Füßen und einem leichten Ansatz zu früher Fettleibigkeit. Er sah immer gut aus, trug einen goldenen Kneifer vor den fett glänzenden Äuglein, eine

Digitized by Google

goldene Kette quer über die Brust gespannt und einen Diamantring, den ihm sein Vater zu seiner Promotion geschenkt hatte. Sein Gang hatte etwas Hüpfendes, Bachstelzenartiges, wie der Gang zu kleiner Menschen, die gerne größer scheinen möchten. Stets aufs sorgfältigste gekleidet, „soigniert," wie man bei ihm zu Hause sagte, von jener ängstlichen Eleganz, an der der Großstädter den Provinzler erkennt, hielt er zeitlebens viel darauf, in jedem Punkte für „schick" zu gelten und trug nur „pikfeine Sachen," von den schwarzen Seidenstrümpfen angefangen bis hinauf zu den feingestickten Hemden mit den gut bürgerlichen Umlegkragen und der schweren, seriösen Krawatte. Er hätte es für eine Entwürdigung seiner Person angesehen, ohne Handschuhe auszugehen, einen anderen als silbernen Spazierstock zu tragen; er ließ sich täglich rasieren und trug das Haar sittsam gescheitelt, reichlich geölt und sorgfältig glatt gestrichen, wie es sich für einen guten Bürger schickt. In jeder Tasche seiner stets distinguierten und wohlgebügelten Kleider trug er von Jugend auf verschiedene Gebrauchsgegenstände, lauter Geschenke seiner zahlreichen Verwandten, als da sind: Taschenbürstchen

Digitized by Google

und Kamm, Spiegelchen, einen silbernen Zigarrenabzwicker, ein Zündholzbüchschen, einen goldenen Krayon, eine krokodillederne Zigarren- und Brieftasche und ein englisches Federmesser. Alle diese Dinge legte er abends, wenn er sich umständlich auskleidete, auf der Platte des Nachtkästchens nieder, rund um die stattliche goldene Uhr mit Doppelmantel, die in ihrer Mitte prangte, wie der Mond im Sternenkranze. Er war ein wenig Pedant, hielt viel auf äußere Ordnung und sinnfällige Symmetrie, und wenn er auf der Straßenbahn fuhr, so legte er sein Billett regelmäßig achtmal zusammen, um es sodann in Form einer kleinen Wurst in das Knopfloch seiner linken Rockklappe zu klemmen, von wo er es erst wieder entfernte, wenn er ausstieg.

Als Student war er genau so leichtsinnig gewesen, wie es ein junger Mann, der die Ehre hat Spreckelmeyer zu heißen, sein darf, ohne seinem Ruf zu schaden und sich in der Prager Gesellschaft unmöglich zu machen. Schulden hatte er in seinen bewegtesten Zeiten keine größeren gemacht, als er mit seinem noch nicht fälligen Monatsgelde decken konnte, und auch seine übrigen Ausschweifungen

Digitized by Google

hielten sich durchaus im Rahmen des bürgerlich Erlaubten oder Gebotenen. So schien er dazu geschaffen, sich noch ein paar Jahre auf Prager Hausbällen und Schulvereinsabenden in Ehren zu amüsieren, um sodann, müder geworden, ein feines und möglichst reiches Mädchen heimzuführen, die Spreckelmeyers fortzupflanzen und ein stattlicher Familienvater zu werden, der die Bilder von Frau und Kindern in umfänglicher Brieftasche stets bei sich trägt und, selbst ein Muster guter Ordnung, leichtsinnige Schwäger und Neffen behutsam durch Wort und Beispiel auf den Pfad der Tugend zurücklenkt.

So wäre es auch zweifelsohne gekommen, wäre Spreckelmeyer in Prag geblieben. Aber sein Vater, dessen letzter Ehrgeiz es war, seinen Stamm aus der Provinz in die Residenz verpflanzt zu sehen, verschaffte dem fünfundzwanzigjährigen Sohne mit Aufgebot all seiner Bekanntschaften eine Stellung im Rechtsbureau einer großen Wiener Bank. Spreckelmeyer kam nach Wien, und im Verlauf eines halben Jahres war der brave und züchtige Prager Jüngling ein Lump, wie die Prager Verwandten, oder ein Lebemann, wie die neuen Wiener Freunde sagten.

Digitized by Google

Diese Freunde, durch Spreckelmeyers Bureaukollegen Viktor Krämer und Maxl Herz würdig repräsentiert, nahmen einen höchst unglücklichen Einfluß auf das Opfer aus der Provinz. Daß dies geschehen konnte, daran waren zwei Charaktereigenschaften des guten Spreckelmeyer vor allem schuld; einmal seine fanatische Vorliebe für alles, was schick und elegant ist, seine Sehnsucht, sich den Lebensgewohnheiten der eleganten Welt anzupassen, und dann seine auffallende Willensschwäche und Beeinflußbarkeit. Denn Spreckelmeyer war ein schüchterner, ängstlicher, kleiner Mensch ohne Entschiedenheit der Meinung, und wenn irgend jemand irgend etwas in seiner Gegenwart mit dem nötigen Nachdruck und gehöriger Wärme behauptete, so dachte Spreckelmeyer flugs: Eigentlich hat er recht! und wäre es auch zufällig das gerade Gegenteil dessen gewesen, was er die ersten 25 Jahre seines Lebens hindurch als richtig erkannt hatte. Es gibt solche Menschen, und Spreckelmeyer gehörte zu ihnen.

So wäre er Anarchist, Mitglied der Heilsarmee, Junker, Quäker, Sozialist oder Freimaurer geworden, vorausgesetzt, daß er in die entsprechende Gesellschaft

Digitized by Google

geraten wäre. Da er in Wien durch seine Freunde in einen Kreis junger Lebemänner geriet, so wurde er ein Lebenskünstler, wie sie das etwas großsprecherisch nannten, denn ihre ganze Lebenskunst bestand, genau genommen, im Verführen und Sitzenlassen von Weibern. Und Spreckelmeyer erlag um so leichter dem Einfluß seiner neuen Umgebung, als diese in glänzender Form eine vermeintliche Modernität verkörperte. Die Form vor allem bestach den Prager. An dem Sekretär Keller, der gleichfalls sein Kollege war, und der, das Zugtier des Bureaus, in seiner Tüchtigkeit und Ernsthaftigkeit Spreckelmeyer ähnlicher war, als er wußte, ging er interesselos vorüber, weil Keller, der reichsdeutscher Herkunft war, nicht viel sprach, einen unmodernen Vollbart trug, einen schwefelgelben Überzieher und Manschetten, die steif wie ein Brett und gerollt waren.

Da war der glänzende Viktor freilich ein anderer Kerl. Schlank, beinahe mager, immer englisch gekleidet und miserabel aussehend, war Viktor der Typus des jungen Wiener Stutzers aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. In jeder Art von körperlichem Sport wohlerfahren, versierter Radfahrer, Eisläufer

Digitized by Google

und Tennisspieler, pflegte er diese körperlichen Übungen keineswegs um ihrer selbst willen, sondern einesteils weil sie Gelegenheit gaben, in wechselndem Kostüm aufzutreten, und anderseits aus hygienischen Gründen, um sich für den Dienst der Liebe elastisch zu erhalten: denn die Liebe betrachtete Viktor seit seinem zwölften Lebensjahre als seinen ausschließlichen Beruf und richtete sein Leben danach ein. Von jener Leichtigkeit und Schwierigkeit, die den Frauen, die sich unterhalten wollen, immer gefällt, hatte er ein sprichwörtliches Glück bei Weibern, und selbst ohne einen Funken Leidenschaft, immer spöttisch, immer frivol, war er doch mehr als einmal leidenschaftlich heiß geliebt worden. Mit einem leidlich guten Kopf begabt, hatte er eigentlich nie studiert, hatte seine Matura zwischen zwei Sets, sein Doktorat zwischen zwei Rendezvous gemacht, hatte dann die Stelle in der Bank angenommen, der Frau eines Vorgesetzten zuliebe, bei dem er eingeführt werden wollte. Als er seinen Zweck erreicht hatte, blieb er im Amt, weil es ihm ganz gut tat, ein paar Stunden im Tag zu sitzen, und er außerdem stets eine umfängliche Posterestante-Korrespondenz zu erledigen

Digitized by Google

hatte, wozu sich das behagliche Bureau vorzüglich eignete.

Maxl Herz, der mit Viktor zusammen dasselbe Absteigequartier hatte, war in allen Stücken ein Ebenbild seines Freundes, nur etwas dümmer, etwas unbedeutender, sentimentaler und schwerfälliger. Wie alle Feministen, hatten die beiden in den wenigen Stunden, wo sie nicht mit Weibern beisammen waren, das Bedürfnis, wenigstens von ihnen zu sprechen; aber da sie ihren Abenteuern fast immer gemeinschaftlich nachgingen, und da diese regelmäßig im gemeinschaftlichen Absteigequartier endigten, so hatten sie einander nicht viel Neues zu erzählen, was insbesondere Viktor schmerzte, denn Viktor, ein Wiederkäuer der Liebe, erlebte alles gerne zweimal, einmal, indem er es tat, und das zweitemal, indem er es zum besten gab. In Spreckelmeyer nun witterte er sofort das richtige naive Publikum für seine bedenklichen Heldentaten und attachierte sich aus diesem Grunde von Anfang an dem neuen Kollegen, den er im übrigen vom ersten Augenblick an geringschätzte.

Dabei ergaben sich allerdings im Anfang Dissonanzen, da Spreckelmeyer den neuen Ton noch nicht

Digitized by Google

beherrschte. So gleich am zweiten Tage, als Viktor ihn nach einigen einleitenden Bemerkungen fragte, was er denn auf der Reise von Prag nach Wien erlebt hätte? Spreckelmeyer erwiderte wohlerzogen, daß er bis Brünn in einem russischen Roman gelesen und dann ein wenig geschlafen hätte.

„Ich kann auf der Bahn nicht lesen," sagte Viktor, „ich kann überhaupt nicht lesen. Es macht mich nervös."

„Ja was denn soll man auf der Reise tun?" fragte Spreckelmeyer.

„Man macht Bekanntschaften. Haben Sie keine gemacht?"

„Doch!" versetzte Spreckelmeyer. „Mit einem Oberleutnant."

Viktor verzog den Mund.

„Wenn ich sage Bekanntschaften, so meine ich natürlich Weiber!"

„Es war keine im Coupé," sagte Spreckelmeyer zu seiner Entschuldigung.

„Das passiert mir nie," lächelte Viktor, „denn wenn ich wo einsteig', so geh' ich erst den ganzen Zug

Digitized by Google

durch und setz' mich dorthin, wo ich eine hübsche Frau find', die die Reise allein macht."

„Ach so," lachte Spreckelmeyer, schlug sich auf den Schenkel und begann vor Viktor großen Respekt zu bekommen.

Dieser, der Boden unter sich fühlte, zeigte dem Neuling am folgenden Tage mit einer Bewegung auszeichnenden Vertrauens die Photographie einer brünetten, merkwürdig frisierten und äußerst dekolletierten Dame.

„Sauber, was?" fragte er eitel.

Spreckelmeyer gefiel das schwarze Weibsbild eigentlich nicht, aber er war zu höflich, um das zu sagen. Er lächelte vielmehr anerkennend.

„Die kommt heut nachmittag zu mir," sagte Viktor.

Spreckelmeyer schaute ihn bewundernd an.

Zwei Tage später hatte Viktor es sehr eilig im Bureau und verließ es noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich.

„Ich muß ins Ministerium," sagte er zu Keller, der ein wenig unhöflich lächelte, aber zu Spreckelmeyer, den Viktor augenscheinlich zu seinem Ver-

Digitized by Google

trauten machen wollte, sagte er mit geheimnisvollem Augenzwinkern:

„Ich hab' ein Rendezvous!"

„Ah!" sagte dieser und fügte höflich hinzu: „Gewiß mit dieser Schwarzen."

„Ach nein," versetzte Viktor, nachdem er sich mühsam auf die Schwarze besonnen hatte. „Nicht mit d e r. Mit einer rothaarigen jungen Frau, die ich gestern auf der Tramway angesprochen hab'. Eine Witwe. Das heißt, eigentlich lebt ihr Mann noch."

„Wie ist das?" fragte Spreckelmeyer.

„Na, geschieden wird sie halt sein. Insoferne sie überhaupt jemals verheiratet war. Das weiß man nie."

Es war halb eins, er drückte dem Freunde die Hand und lief aus dem Bureau.

Seine Sonntage pflegte Spreckelmeyer bei verschiedenen feinen Familien zu verbringen, an die er aus Prag Empfehlungen mitgebracht hatte. Es waren dies durchwegs bessere Häuser, Advokaten, reich gewordene Kaufleute, höhere Beamte, sogar ein kaiserlicher Rat war darunter. Spreckelmeyer

Digitized by Google

zog seinen Schlußrock an und ging zum Speisen hin, dann, gesättigt, bemühte er sich in wohlerzogener Weise die Familie zu unterhalten, indem er mit Papa Karten oder mit der gewöhnlich schon heiratsfähigen Tochter Klavier spielte oder mit Mama die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur besprach, z. B. die „Problematischen Naturen" oder den „Kampf um Rom". So verging behaglich der Nachmittag, und abends begleitete er die Herrschaften ins Konzert oder Theater, insoferne er es nicht vorzog, noch eine zweite Familie aufzusuchen und noch ein zweitesmal sein Urteil über den „Kampf um Rom" abzugeben. Mitunter kamen auch mehrere derartige Familien zusammen, dann hatte die Lustbarkeit keine Grenzen, es wurden Gedichte aufgesagt, es wurde getanzt, und Spreckelmeyer entschuldigte sein verschlafenes Aussehen am nächsten Tag mit der ernsthaften Versicherung, er habe „gedraht".

Ein paar Wochen nach jenen ersten Annäherungen sagte Viktor zu Spreckelmeyer:

„Herr Kollega, morgen ist Sonntag, ich lad' Sie ein, kommen S' mit mir zum Maxl, der halt' jetzt eine Probiermamsell aus. Ein lustiges Mädel, Sie werden sich unterhalten."

Digitized by Google

„Danke sehr, danke sehr," sagte Spreckelmeyer, der sich geehrt fühlte, „aber leider — ich bin morgen beim kaiserlichen Rat Hochstädter eingeladen."

„Um Gottes willen, beim Hochstädter!" rief Viktor. „Ja müssen S' denn dort hingehen? Da sind ja auch Mädeln, noch dazu erwachsene. Wie kann man nur in ein Haus gehen, wo's erwachsene Mädeln gibt? Nämlich anständige. Überhaupt: Anständige Mädeln! Brr!"

„Erlauben Sie," wagte Spreckelmeyer, der, wie gesagt, den Ton noch nicht kannte.

Der andere entwickelte sein Programm:

„Anständige Mädeln existieren für mich nicht. Überhaupt die ganze sogenannte gute Gesellschaft existiert für mich nicht. Die überlaß ich dem Sekretär Keller. Wenn ich irgendwohin geh', so will ich mich doch unterhalten. Na und unterhalten, das heißt — oder ich bleib' zu Haus. Im übrigen, das sind so Ansichten. Es muß auch Leut' geben, die andere haben. Lassen S' sich nicht stören, Herr Kollega. Auf Wiedersehen, ich werd' erwartet."

Und indem er den Zylinder aufsetzte:

Digitized by Google

„Von einer Französin.“

Spreckelmeyer tat etwas leid. Zwar ging er am nächsten Tag doch zu Hochstädters, aber nachdenklicher als sonst. Auch unterhielt er sich nicht mehr wie früher. Plötzlich fühlte er, daß er sich in diesem Kreise langweile. Er dachte an Viktors Worte von gestern, und er sagte sich: „Eigentlich hat er recht!“

Am nächsten Samstag kam Maxl Herz auf ihn zu und wollte augenscheinlich etwas sagen. Aber Viktor hielt den Freund zurück, indem er ihm etwas zuflüsterte. Spreckelmeyer verstand nur diese wenigen vernichtenden Worte: „Ich bitte dich, er verkehrt in der guten Gesellschaft!“

Spreckelmeyer wurde rot; Maxl verzichtete auf seine Einladung.

Eine Woche kämpfte Spreckelmeyer noch; aber am nächsten Samstag trat er auf Viktor zu und sagte entschlossen:

„Herr Kollega, morgen wär' ich frei.“

„Bravo!“ sagte Viktor. „Kommen S' mit uns, wir machen einen Ausflug. Der Maxl kommt mit der Gustel, und ich nehm' die Olly mit.“

„Ist das die Französin?“ fragte Spreckelmeyer.

Digitized by Google

„Woher?“ ſagte Viktor. „Das iſt lang aus.“

„Alſo die Rothaarige?“

„Auch nicht.“

„Oder die Schwarze.“

„Auch nicht. Die Guſtel iſt eine Wienerin, mollert und blond! Blond!“

Er fügte hinzu: „Sie iſt meine Geliebte.“

„Ah!“ fragte Spreckelmeyer. „Seit wann?“

„Eine Ewigkeit! Seit voriger Woche!“

2.

Auf dieſem Ausflug unterhielt ſich Spreckelmeyer eigentlich gar nicht. Zunächſt ſtörte es ihn, daß er Olly, die Geliebte Viktors, beſtändig mit Guſtel, der Freundin Mazens, verwechſelte. Allerdings ſahen die beiden Freundinnen einander merkwürdig ähnlich, waren nur zwei Variationen desſelben Grundtypus. Beide ſchlank, fahlblond, mit langen Hälſen, leeren, ſchmalen Geſichtern und dunkel unterſtrichenen Augen, die ein bißchen ungeſund glänzten, waren ſie mitſammen aufgewachſen, wohnten in derſelben Gaſſe und waren ſeit Jahren in demſelben

Digitized by Google

Konfektionshause tätig, mit leichter Konfektionsware beschäftigt, selber eine leichte Konfektionsware, auf den ersten Anblick bestechend, viel Fasson, aber nichts dahinter, raschem Glanz und frühem Verderben geweiht.

Erst wenn man sehr genau hinsah, bemerkte man, daß Olly um ein paar Jahre älter und dementsprechend besser angezogen war, als die noch siebzehnjährige dumme und kindische Gustel.

Spreckelmeyer benahm sich in der leichten Gesellschaft äußerst ungeschickt. Gewohnt, sich in feinen Kreisen zu bewegen, prägerisch korrekt erzogen, titulierte er die Mädels per „gnädiges Fräulein" und sprach mit ihnen in demselben Tone und über dieselben Dinge, über die er mit den Töchtern des kaiserlichen Rats Hochstädter sprach.

„Haben gnädiges Fräulein schon den „Kampf um Rom" gelesen?"

„Waren gnädiges Fräulein schon bei den Vorstellungen des Deutschen Theaters?"

Oder:

„Wohin gedenken Fräulein heuer aufs Land zu gehen?"

Und:

Digitized by Google

„Geht die werte Familie auch aufs Land?“

Die werte Familie war bei der Olly die respektable Nachkommenschaft einer Grünzeughändlerin, Gustels Vater war Bureaudiener. Auch ging man in diesen Kreisen nicht aufs Land, weder die werte Familie, noch die Fräulein Töchter. Und was die Vorstellungen des Deutschen Theaters betraf, so scherte man sich um diese genau so viel, wie um den bei Hochstädters so beliebten „Kampf um Rom“.

Hingegen entwickelte sich bereits im ersten Stadium des Ausflugs ein anderer Kampf, der Kampf um den Fiaker. Die Olly, deren Devise „Wenn schon, denn schon,“ hieß, bestand auf einem Gummiradler. Allein sowohl der Maxl als der Viktor schwärmten fürs Zufußgehen, und die Gustel war mit allem einverstanden. Aber die Olly begann zu schreien, und erklärte, daß sie umkehren wolle. Spreckelmeyer, um der Szene ein Ende zu machen, winkte einem Landauer. Er hatte das Vergnügen, zwischen den beiden Mädels „Bukett“ zu sitzen und durfte den Wagen bezahlen.

Die dürftige Konversation schwankte zwischen Nichtigkeit und Schlüpfrigkeit. Spreckelmeyer hatte mit

Digitized by Google

seinen mehr allgemeinen und plauderhaft philosophisch gehaltenen Bemerkungen keinen Erfolg. So verstummte er schließlich und ließ die anderen reden. Stumm saß er still vergnügt zwischen den beiden schlanken Dämlein, blinzelte in der Frühlingssonne und ließ es sich behaglich gefallen, daß die holden Nachbarinnen, die sich bereits über den Prager lustig machten, auf seinem Rücken abwechselnd Klavier spielten.

Noch schlimmer erging es ihm auf dem Heimweg, den man am späten Nachmittag durch den Wald antrat. Die Mädchen hatten in Baden, wo man über Mittag blieb, ziemliche Mengen Wein getrunken und waren dadurch in eine mousierende Stimmung gekommen. Erst wurden allerhand Couplets gesungen: „In der Laube von Jasmin — soll uns unser Glück erblühn“..... und „O je, o je, im chambre separee,“ dann aber wollten die Mädchen tanzen, und da weder der Viktor noch der Maxl Klavier spielen konnten, mußte sich Spreckelmeyer an den Marterkasten im Gastzimmer setzen und durfte den beiden Paaren durch mehr als eine Stunde die Tanzmusik besorgen.

Digitized by Google

Durch das Trinken, Singen, Tanzen waren die Fräulein müde geworden, müde und zärtlich. Nun hingen sie schwer an den Armen ihrer Kavaliere und schauten ihnen unter der grünen Wölbung der Waldbäume schmachtend in die begehrlichen Augen. Spreckelmeyer war mehr als überflüssig, und man ließ es ihn merken. Sobald er sich einem der getrennt marschierenden Pärchen anschließen wollte, verstummte das Gespräch und Gelächter, um erst wieder zu beginnen, wenn er bei dem anderen Paar sein Glück versuchte, bei dem jedoch sein Erscheinen genau dieselbe Wirkung hervorbrachte. Spreckelmeyer sah schließlich ein, daß er störe, und da er ein wohlerzogener und diskreter Mensch war, so ging er den beiden Paaren auf dem Waldweg voraus, wobei er ein so tiefvergnügtes Gesicht schnitt, als hätte er sich noch nie im Leben so köstlich unterhalten. Zu gutmütig, um das Glück der Liebenden zu stören, zu schwach, um sich einzugestehen, daß er sich grausam langweile, hüpfte er mit seinem Bachstelzengang den grünen Waldweg entlang, ohne umzublicken. Als er dies aber endlich tat, mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß er seine Gesellschaft ganz verloren

Digitized by Google

habe. Und so lang er auch warten, so viel er auch suchen mochte, er konnte die beiden Pärchen nicht mehr entdecken. Betrübt setzte er schließlich den Weg allein fort, nahm irgendwo in der Brühl ein einsames und freudloses Nachtmahl ein und kam gegen Mitternacht halb erdrückt von der Bahnfahrt wieder in Wien an.

„Nun?“ fragte Viktor am nächsten Morgen, nachdem sich das Verschwinden im Walde in natürlicher Weise daraus erklärt hatte, daß Spreckelmeyer einfach auf einen Seitenweg geraten war, „nun? War's nicht viel hübscher als bei Hochstädters?“

„Das will ich meinen,“ sagte Spreckelmeyer sofort, dem Viktor mächtig imponierte, und der unablässig bemüht war, sich der Lebensauffassung und dem Geschmack dieses schicken jungen Mannes anzupassen.

Dies kam zunächst in seinem Äußern zum Ausdruck. Er sagte sich von der quäkerhaften Kleidung los, die in Prag für fein galt, verzichtete auf seinen unvermeidlichen schwarzen Schlußrock, die gestickte Hemdbrust und die genähte, schwarze Krawatte. Nun ließ er sich einen englischen Saccoanzug mit

Digitized by Google

schief geschlitzten Taschen machen, trug farbige Hemden, bunte Gilets und bedenklich schillernde Krawatten. Den Diamantring und einen zweiten Siegel-Ring, den er besaß, sperrte er ängstlich ein, da der Viktor Schmuck verpönte, und seine goldene Uhrkette verkaufte er aus dem gleichen Grund. Auch ließ er sich den Vollbart abnehmen, den er sich in Prag auf Geheiß seiner Mutter hatte stehen lassen, um männlicher auszusehen, und schließlich opferte er sogar seinen schönen braunen Schnurrbart der heiß erstrebten englischen Eleganz. Wie ein Aristokrat sah er darum noch lange nicht aus, wohl aber wie jemand, der die äußersten Anstrengungen macht, für einen solchen zu gelten.

Aber diese äußere Veränderung, die sich im Laufe des Sommers langsam vollzog, war nur ein Symbol seiner inneren Wandlung. Denn geradeso wie er sich äußerlich von der Gesellschaft, in der die Herren Schlußröcke tragen, lossagte, so schloß er sich auch innerlich immer mehr der Lebewelt an, wo man englische Saccos mit schiefgeschlitzten Taschen trug. Viktor leitete ihn bei diesem Übergang. Aber entschieden wurde der Fall Spreckelmeyers doch erst, als dieser die Bekanntschaft des jungen Frauenthal

Digitized by Google

und seiner Geliebten, der Blumenmacherin Rose, machte. Denn hier zum erstenmal trat ihm das, was man in Prag Sünde nennt, in verführerischer Form entgegen.

Rudolf Frauenthal war ein Schriftsteller von Talent, der aus der ungebundenen Lebewelt, in der er seine Eindrücke sammelte, eine Reihe künstlerischer Motive geholt und mit Glück verarbeitet hatte. Der Ekel vor der sogenannten guten Gesellschaft, vor deren äußerem Reichtum und innerer Armut, vor der parfümierten Lüge dieser Salons und der Phantasie- und Herzlosigkeit, die darinnen geputzt und gebläht umherstolzieren, dieser Widerwille gegen alles Unechte und Gemachte, der bei den anderen bloß Pose, war bei Frauenthal echt, dem Eigenwillen und der Banalitätsfurcht des Künstlers entsprungen, der ja immer bis zu einem gewissen Grade Bohemien ist. Auch konnte er sich, wenn er gerade wollte, die Anregungen einer immerhin gebildeten Gesellschaft durch gute Bücher und Studien ersetzen und war schließlich, wenigstens wenn er allein war, in geistreicher Gesellschaft, zum Unterschiede von Viktor und den anderen jungen Lebemännern.

Digitized by Google

Als Spreckelmeyer seine Bekanntschaft machte, wunderte er sich anfänglich, wenn er den Schriftsteller jene Ideen entwickeln hörte, die er bereits aus Viktors Mund kannte. Es schien, daß er Viktor nachrede, wenn der elegante junge Schriftsteller auf die anständigen Mädchen loszog, versicherte, daß er auf die gute Gesellschaft pfeife, und vom Vorstadtmädel schwärmte, bei dem allein noch das Glück zu finden sei. Allmählich erst erkannte Spreckelmeyer, daß nicht der Schriftsteller Viktor, sondern umgekehrt dieser jenen kopierte, indem er einfach seine moderne Weltanschauung von Frauenthal bezog, genau so wie seine Krawatten und bunten Gilets von irgend jemand anderem, der sie für ihn erfunden hatte. Und wenn diese Beobachtung auch nicht dazu angetan war, Spreckelmeyers Bewunderung für den schicken Viktor zu heben, so mußte sie doch anderseits den Wert jener ihm neuen Anschauungen erhöhen, die im Munde des Schriftstellers ein ganz anderes Gewicht erhielten, als in demjenigen des guten Viktor.

Dazu kam noch der Einfluß Roses, der schönen Geliebten des Schriftstellers.

Digitized by Google

Rose, ihres Zeichens Blumenmacherin, war eine jener entzückenden Mädchenblüten, wie sie so lieblich nur dem Wiener Boden entsprießen. Achtzehnjährig, üppig-schlank, blondhaarig und braunäugig, war Rose eine vollendete Schönheit zu nennen. Aber sie war mehr als schön, sie war reizend. Ihr Lächeln, in dem sich Wehmut mit Schalkheit mischte wie in einem Straußischen Walzer, war hinreißend, und ihre seelenvollen Kinderaugen strahlten Liebe und Güte aus. Dabei besaß sie trotz ihrer niederen Herkunft eine gewisse Noblesse der Haltung und des Betragens, die man zuweilen bei den Kindern der Armen findet. Es war unmöglich, in ihrer Gegenwart etwas Gemeines zu sagen, und sogar der verdorbene Viktor wählte seine Ausdrücke und unterdrückte manche seiner gewohnten, nach dem Absteigquartier schmeckenden Bemerkungen, wenn er sich mit ihr unterhielt.

Dennoch war sie die Geliebte des Schriftstellers geworden; aber weder aus Berechnung noch aus Verderbtheit, nicht einmal aus Leichtsinn, sondern einfach, weil er ihr gefiel, weil er Worte hatte, die ihr Herz aufsperrten, und weil sie, die ein Kind der Liebe war, mutterseelenallein in der Welt stand, und sie ohnehin niemand heiraten würde.

Digitized by Google

Auf Spreckelmeyer machte sie einen tiefen Eindruck. Wohin er blickte in dem neuen Kreise, sah er sich von Liebe umgeben. Jeder seiner Freunde besaß eine hübsche, kleine Geliebte, nur Viktor besaß mehrere. Der Zeitpunkt konnte nicht ausbleiben, wo der Zugereiste sich die folgenschwere Frage vorlegte: Warum gerade ich nicht? In der Tat, warum sollte gerade er, Spreckelmeyer, einsam und freudlos durch seine Jugend gehen? Warum sollte er immer allein auf den Ausflügen daneben herlaufen, wo jeder mit seiner Kleinen erschien? Warum sollte er nicht auch seinen kleinen Roman haben, bevor er heiratete? Warum eigentlich nicht?

Und so kam es, daß er eines Tages beschloß, sich eine Geliebte anzuschaffen, nicht anders, als er drei Monate früher beschlossen hatte, Modegilets zu tragen.

*

„Pardon, Fräulein!" sagte Spreckelmeyer, dem nichts Gescheiteres einfiel: „Darf ich Ihnen Ihr Paket tragen?"

Die junge Dame war darauf gefaßt gewesen, daß er sie ansprechen würde. Dennoch blickte sie über-

Digitized by Google

raſcht auf, mit einem leichten Spott in den Augen, als wollte ſie ſagen: „Das Tempo kenn' ich...“ Und einen Augenblick lang hatte ſie nicht übel Luſt, den zudringlichen kleinen Herrn mit dem Schauſpielergeſicht und den aufgeſpannten Augen gründlich abblitzen zu laſſen. Aber es lag etwas in ſeinem ängſtlich wartenden Blick, was ihr Vertrauen einflößte und ſie zugleich rührte. Dieſer Herr hatte offenbar noch nicht viele Frauen auf der Straße angeſprochen, zudem ging gerade ein Rauchfangkehrer vorbei, was Glück bedeutet; das war für Fräulein Leopoldine Brunner entſcheidend.

„O bitte,“ ſagte ſie, indem ſie nach guter Wiener Art der Sache ſofort eine heitere Wendung gab: „Wenn's dem Herrn Vergnügen macht!“ Und gab ihm gleich das Paket.

Hätte ihm jemand in Prag zugemutet, mit einem Paket in der Hand über die Straße zu gehen, Spreckelmeyer wäre entrüſtet geweſen. Hier nahm er es etwas verdutzt zwar, aber ſehr dankbar aus Fräulein Poldis Händen, glücklich darüber, daß das Eis gebrochen war. Als gewandter Cauſeur begann er hierauf mit dem Nächſtliegenden.

Digitized by Google

„Gewiß ein neuer Jupon für die Dame?“ sagte er mit Bezug auf den ziemlich umfänglichen Pack, den er vergebens unter den Arm zu klemmen bemüht war, und schaute die Poldi fragend an.

„Sie irren,“ erwiderte diese in einem etwas gespannten Hochdeutsch, und, in den Dialekt verfallend: „Es is an Unterrock für die Tant'!“

„O, für die Frau Tante!“ Spreckelmeyer lenkte ab, umging diese Tante. „Fräulein haben in der Stadt wohl allerhand Kommissionen besorgt?“

„Nein, keine Kommissionen!“ sagte sie wieder hochdeutsch, und in einem Tone, als machte sie sich über Spreckelmeyer lustig. Und dann wieder gemütlicher werdend: „I war im G'schäft.“

„Oh! Fräulein gehen ins Geschäft?“ sagte der Prager erfreut.

„Ich komm' aus'm G'schäft“, sagte die Poldi mürrisch: „Mir scheint, Sie machen sich über mich lustig....“

Und sie schaute ihn mißtrauisch an.

Nun, nichts lag Spreckelmeyer ferner. Schwitzend vor Erregung versicherte er, daß ihr der Umstand, daß sie ins Geschäft gehe, in seinen Augen nur Ehre

Digitized by Google

mache, da, seiner Meinung nach, in unserer Zeit jedes Weib einen Beruf haben sollte. Und nun begann er, genau in dem Ton, in dem er bei Hochstädters über diese Frage geredet haben würde, nur etwas unsicherer, allerhand über die Stellung der erwerbenden Frau im modernen Staatswesen zu dozieren. Die Poldi hörte ihm nachsichtig zu; sie schien sich ein Urteil zu bilden. Plötzlich fragte sie:

„Sind Sie ein Doktor?"

„Allerdings!" sagte Spreckelmeyer, nicht ohne Genugtuung: „Doktor Konrad Spreckelmeyer aus Prag."

„Das hab' ich mir glei' denkt," sagte die Poldi erfreut: „Sie sind wohl noch nicht lang in Wien?"

„Ein paar Monate!"

„Man merkt's!" sagte sie leicht satirisch, aber nicht verletzend. Und sie schaute ihm voll ins Gesicht und lachte. Sie hatte eines dieser Wiener Gesichter, die im Lachen aufgehen wie Hefe in der Wärme und sah jetzt sehr hübsch aus. Spreckelmeyer wurde immer stolzer auf seine Eroberung.

Auch er gefiel ihr, vor allem seine Manieren. Sie begann, ihn ernst zu nehmen, und zum Zeichen

Digitized by Google

dafür verlangte sie das Paket zurück. Es sei nur ein Scherz gewesen, sagte sie. Allein er bestand darauf, es ihr bis zu ihrem Hause zu tragen.

„Es ist aber noch weit," warnte sie.

„Das macht nichts!" sagte er.

Ohnehin kamen sie jetzt in eine Gegend, wo es ihn weniger genierte. Sie hatten die belebte Mariahilferstraße verlassen, den Gürtel überquert und gingen durch die schmäleren, niedrigeren, schlechter beleuchteten Straßen der Vorstadt. Vor einem einstöckigen netten Hause mit großem runden Tor blieben sie stehen. Es roch nach Pferden, neben dem Haustor war wie eine Fahne eine Tafel ausgesteckt, auf der ein Fiaker in gestrecktem Trab dargestellt war, und unter dem Mittelfenster war ein blechernes Schild angebracht, darauf stand zu lesen: Adelheid Brunner, geprüfte Hebamme.

Aber Spreckelmeyer sah weder das Blechschild mit der dreieckigen Madonna noch das andere mit dem aufgemalten Zeug. Er sah nur ein weiches Wiener Gesicht, zwei große Augen und einen hübschen Mund. Und als ihm dieser erlaubte, sie am nächsten Abend

Digitized by Google

wieder zu erwarten, war er sehr glücklich, mehr noch, er war bewegt.

„Aber nit vorm G'schäft", sagte sie. „Vorm Hotel Kummer. Das ist weniger auffallend."

Offenbar hatte sie einige Praxis.

3.

Das „G'schäft", von dem die Poldi gesprochen hatte, war eine dieser großen Damenkleiderfabriken, in denen die Mode im großen erzeugt wird. Es bestand aus einem Chef, mehreren ihm untergeordneten Herren und einem ganzen Stab von Probiermamsellen, von denen eine die Poldi war. Wie so viele arme und gut gewachsene Mädchen mit mangelhafter Schulbildung und nicht allzuviel Verstand lebte sie von ihrem Körper, indem sie ihn auf jedesmaliges Verlangen in den neuesten Pariser Modellen zur Schau stellte. Sie stolzierte ein paarmal auf und ab, drehte sich, warf die Schleppe und zog dann wieder ein anderes Kleid an. So ging der Tag hin, so vergingen Jahre. Aber von den vielen Kleidern, die sie auf Wunsch einer Kundin angezogen und dann

Digitized by Google

gleich wieder abgelegt hatte, war doch etwas an ihrer Person haften geblieben, ein gewisser Anstand, eine gewisse Gewandtheit, ein gewisser Geschmack und Sinn für modische Eleganz. Kleider machen Leute, auch diejenigen, die man bloß probiert. Und so kam allmählich jener gewisse damenhafte Zug in ihr Wesen, der für die Probiermamsell als solche charakteristisch ist, und der sie auf den ersten Blick von der gewöhnlichen Verkäuferin unterscheidet.

Dieser damenhafte Zug bestach den Prager eben so wie die gute Figur der Probiermamsell und ihr hübsches Wiener Gesicht. Schön war sie ja eigentlich nicht, und über die erste Jugend war sie damals auch schon hinaus. Aber sie wirkte sehr dekorativ, besonders aus einiger Entfernung, hatte ein süßes Wiener Mehlspeisgesicht, blondes Haar mit einem Stich ins Rote und zwei große träge Augen, die dunkel schienen, obwohl sie es nicht waren, und die gutmütig und ein bißchen traurig blickten. Überhaupt lag ein früher Ernst über diesem mehlweißen, anämischen Gesichtchen, jener Ernst, den man bei reiferen Wiener Mädchen, die bereits seit ihrem siebzehnten Lebensjahr ins Geschäft gehen, häufig an-

Digitized by Google

trifft, und ihr festgeschlossener, ein wenig blasser Mund war der Mund eines jungen Weibes, das bereits ein Geheimnis verschluckt hat.

Spreckelmeyers Blick blieb an der Oberfläche haften. Er sah in der Poldi lediglich das leidlich hübsche Mädchen von gefälligen Formen, das er sich ohne Schwierigkeiten in jener Rolle denken konnte, die er ihm im geheimen bereits zugeteilt hatte. Vorläufig allerdings hütete er sich, eine Andeutung über seine Absichten zu machen. Denn er war vorsichtig und der Poldi war offenkundig nicht zu trauen. Vom ersten Augenblicke an hatte sie es verstanden, sich bei Spreckelmeyer in Respekt zu setzen. Nicht umsonst ging sie seit fünf Jahren allabendlich über die Mariahilfer Hauptstraße nach Hause. Hier in dem verdorbenen Menschenstrome, in den so viele dunkle Kanäle münden, hatte sie, die sich, ihr Päckchen unterm Arm, geschickt an den tausend Gefahren der Großstadt vorüberschlängelte, mehr Menschenkenntnis gefischt, als der Doktor beider Rechte Konrad Spreckelmeyer jemals besitzen wird. Darum war sie sich über seine Absichten, wie über seine Person vom ersten Augenblicke an klar — und wies ihn dennoch nicht zurück.

Digitized by Google

Denn sie durchschaute diesen wohlappretierten, kleinen Menschen, der sich den Schnurrbart hatte stutzen lassen, um für schick zu gelten, und der den Lebemann posierte, um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, sie sah durch das von Kolo Moser gezeichnete Gilet hindurch und sah dahinter die altväterisch gemusterte Seele des ungefährlichen Spießers aus der Provinz. Und da sie ihn einmal durchschaut hatte, so dachte sie in kluger Weise auf ihre Kosten zu kommen.

Mädchen von der Art der Poldi machen gemeiniglich zwei Entwicklungsphasen durch: die erste, wo sie angeführt werden, und einige Jahre später die zweite, wo sie einen anderen anführen. Über die erste Phase war die Poldi bereits hinaus.

Sie ließ sich von Spreckelmeyer Zoll für Zoll erobern. Ein Feldzug, den der Viktor höchstwahrscheinlich in vierundzwanzig Stunden beendigt haben würde, dauerte für seinen Freund drei Monate, und war dann natürlich erst noch nicht zu Ende. Betrübt mußte der Prager die Erfahrung machen, daß bei gewissen Wiener Frauen der Sieg um so schwieriger, je geringer der Preis ist. Dennoch gab er nicht nach. Er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, eine Geliebte zu

Digitized by Google

haben, wie seine Freunde. Er wollte nicht wieder bei Hochstädters sitzen, während der Viktor und der Max mit ihren kleinen Damen über Land fuhren. Er wollte im nächsten Frühling mitfahren, mitlachen, mitküssen. Darum ließ er nicht locker und führte, ein Pedant auch in der Liederlichkeit, das einmal begonnene Abenteuer korrekt zu Ende.

Er hatte Erfolge zu verzeichnen. Nach sechs Wochen erlaubte ihm die rigorose Poldi, sich jenseits der Mariahilferlinie in sie einzuhängen, während er neben ihr ging. Nach acht Wochen maßte er sich diese Freiheit bereits diesseits der Linie an. Was war das für ein Stolz für Spreckelmeyer, so neben seiner Kleinen daherzusteigen! Aber völlig grenzenlos wurde sein Hochgefühl, als er eines Tages, da er eben, den Arm in der Ellbogenbeuge seines Mädels, die Mariahilferstraße vergnügt hinanschlenderte, seinem Freund Viktor begegnete, der in entgegengesetzter Richtung einer Dame nachstieg. Viktor riß die Augen auf und blieb perplex stehen, als er des Paares ansichtig wurde; dann, während die beiden vorübergingen, warf er dem überglücklichen ertappten Liebhaber einen höchst anerkennenden Blick zu.

Digitized by Google

„Wer war das?“ fragte die Poldi lauernd.

„Das war mein Kollega Viktor“, versetzte ihr Begleiter, noch bebend vor Stolz, und hängte sich tiefer in seine Kleine ein.

Am nächsten Morgen konnte er den Augenblick nicht erwarten, wo er im Bureau mit Viktor zusammentreffen mußte. Er ging deshalb früher ins Amt als gewöhnlich, aber Viktor kam ausnahmsweise etwas später. Endlich gegen dreiviertel zehn Uhr erschien er, übernächtig und verlumpt aussehend.

„Ich komm' von meiner Frau“, sagte er, an Spreckelmeyers Schreibtisch tretend.

Spreckelmeyer glaubte vom Stuhle zu fallen.

„Sie sind verheiratet!“ schrie er. „Seit wann?“

Aber Maxl Herz, der die Bemerkung gehört hatte, beruhigte ihn.

„Wenn der Viktor von seiner Frau spricht, so meint er doch selbstverständlich die eines anderen!“

Alle drei lachten: Spreckelmeyer herzhaft, Viktor eitel und Maxl Herz ein wenig verächtlich. Zwischen ihm und Viktor machte sich in der jüngsten Zeit eine kleine Spannung bemerkbar. Maxl Herz begann sich in den Netzen seiner Gustel zu verstricken, unter deren

Digitized by Google

kleinem Pantoffel er sich wohl zu fühlen anfing. Er bekam moralische Anwandlungen, verpönte ein liederliches Leben, sprach von Verpflichtungen, die man mit der Liebe eines Weibes akzeptiere und stand im Geruche, seiner Geliebten treu zu sein. All das konnte Viktor von seinem Standpunkt aus nicht billigen, sprach vielmehr ziemlich offenherzig von der bedauerlichen Verblödung, die sich seiner Ansicht nach bei Maxl Herz bemerkbar mache. Dieses Urteil, das auch aus Viktors Lächeln im Verkehr mit Max beständig hervorschien, war natürlich nicht dazu angetan, die Bande der Freundschaft fester zu knüpfen. Vielmehr beschränkte sich diese in der jüngsten Zeit auf den Umstand, daß die beiden ein gemeinsames Absteigequartier hatten. Und auch das weniger aus Freundschaft, als aus ökonomischen Gründen.

Eben entspann sich ein Streit zwischen ihnen, wer den Sonntag haben sollte. Viktor, der mit Olly eine Zusammenkunft verabredet hatte, behauptete, es sei sein Tag, da er die ungeraden Tage habe. Aber Maxl Herz, der die Gustel bereits eingeladen hatte, setzte dem entgegen, das mit den ungeraden Tagen beziehe sich nur auf die Wochentage, nicht auch auf die

Digitized by Google

Sonntage, bezüglich derer andere Grundsätze gälten. Übrigens sei das Quartier am vorigen Sonntag frei gewesen, warum habe Viktor davon keinen Gebrauch gemacht? Viktor ließ sich auf eine Diskussion dieser Frage nicht ein, beharrte vielmehr auf seinem Recht für diesen Sonntag. Maxl Herz wollte auch nicht nachgeben. Aber Viktor machte dem Streit ein Ende, indem er erklärte, daß er, falls er das Quartier Sonntag nicht haben könne, ausziehen werde. Zähneknirschend mußte Max nun nachgeben, denn er war der wirtschaftlich Schwächere, und nicht in der Lage, ein ganzes Absteigequartier allein zu bezahlen. Viktor triumphierte.

Endlich, gegen Mittag, kam Spreckelmeyer dazu, die Frage zu stellen, die ihm seit langem auf der Zunge brannte. Mit dem verwirrten Lächeln des Anfängers fragte er:

„Na, wie gefällt sie Ihnen?"

„Wer?"

„Na — meine Kleine!"

„Ah so!" Viktor erinnerte sich plötzlich. „Die Poldi, mit der ich Sie gestern gesehen hab'?"

„Die Poldi! — Sie kennen sie?"

Digitized by Google

„Ich hab' früher einmal Handschuh' bei ihr gekauft," sagte Viktor nachlässig und tunkte die Feder ein. Dann, nach einer kleinen Pause, gemessen: „Sie ist ein elegantes Mädel. Es ist Ihnen zu gratulieren."

Wenn es noch irgendeines Umstandes bedurfte, um Spreckelmeyer in seinen Absichten zu bestärken, so lieferte ihn das anerkennende Wort seines verehrten Freundes Viktor. Bislang hatte ihm die Poldi eigentlich bloß gefallen, aber nun, da sie Viktors Beifall fand, empfand er plötzlich, daß er sie liebe.

4.

Noch vierzehn Tage, und Spreckelmeyer trat mit seinen Absichten der Poldi gegenüber deutlicher hervor. Schon hatte er, dem das Einhängen lange nicht mehr genügte, einmal in einer Seitengasse den Arm um ihre Taille geschlungen und, als sie es geschehen ließ, hatte er das Manöver ein paar Tage später wiederholt und ihr dabei einen Kuß auf das Haar gehaucht. Als sie sich auch dies gefallen ließ, kannte seine Kühnheit keine Grenzen mehr, und nach drei-

Digitized by Google

monatiger Bekanntſchaft erklärte er ihr eines Abends jäh und unvermittelt, daß er ſie liebe, und daß ſie die Seine werden müſſe, wie er ſich pathetiſch ausdrückte. Als dieſe Erklärung draußen war, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, denn bei der Poldi mußte man auf alles gefaßt ſein. Allein es geſchah nichts dergleichen. Augenſcheinlich liebte ſie ihn ſchon, denn nach angemeſſenem Zögern erklärte ſie ſich bereit, einen Abend mit ihm zu verbringen. Die einzige Bedingung, die ſie daran knüpfte, war, daß man *vorher* ins Koloſſeum ginge, was ſie ſich ſeit langem wünſchte. Spreckelmeyer beſorgte die Karten.

Zwei Tage ſpäter wurde ſie die Seine. Sie fiel mit Anſtand, ohne viel Faxen, ohne großen theatraliſchen Apparat, ohne Champagner und ohne Tränen, wie eben ein beſonnenes Mädchen fällt, das weiß, was es tut.

Nun hatte Spreckelmeyer eine Geliebte. Er beläſtigte alle Welt damit. Sein drittes Wort war „meine Kleine“, wie er die Poldi jetzt öffentlich nannte, und er ſprach dieſe zwei Wörter mit demſelben Stolz aus, mit dem ein ganz junger Ehemann, der aus Liebe geheiratet hat, von „ſeiner Frau“ ſpricht.

Digitized by Google

Viktor hörte ihm übrigens immer mit dem gleichen anerkennenden und wohlwollenden Lächeln zu, nur der Sekretär Keller schien kein Verständnis für diese Art von Liebe zu besitzen, für die er, im Weiterarbeiten, lediglich ein mitleidiges Lächeln übrig hatte. Aber gerade diese zur Schau getragene Verachtung des borstigen Reichsdeutschen befriedigte Spreckelmeyer, der sich immer mehr als Wiener zu fühlen begann. „Den Philister verblüffen!“ war in der Gesellschaft, in der er nun verkehrte, höchster Triumph. Darum zeigte er sich auch mit der Poldi, soviel er konnte, öffentlich.

Einmal, als er seine Kleine am Arm, über den Kohlmarkt ging, hatte er das Glück, dem kaiserlichen Rat Hochstädter zu begegnen. Der kaiserliche Rat riß die Augen auf, genau so, wie seinerzeit Viktor, aber Spreckelmeyer, der Herrn Hochstädter sonst immer anzureden und ein Stück weit zu begleiten pflegte, grüßte diesmal stumm, ohne sich auszuhängen. An diesem Tage war er besonders gut gelaunt. Wußte er doch, daß man sich nun, spätestens in acht Tagen, in ganz Prag erzählen werde, daß er ein Verhältnis habe. Er war kompromittiert, die anständigen Familien werden ihn nicht mehr einladen, in der Prager guten

Digitized by Google

Gesellschaft wird man den Stab über ihn brechen. Welch ein Triumph!

Und richtig, Hochstädters luden ihn nicht mehr ein, und der kaiserliche Rat ging, wenn er dem jungen Manne begegnete, mit einer höflichen Schwenkung seines spiegelnden Zylinders vorüber. Hingegen fand sich bald eine andere Begleitung durch die Stadt. Eines Tages nämlich, als Spreckelmeyer wieder, die Poldi am Arm, über den Kohlmarkt spazierte, kam ihnen eine vergnügt grinsende, dicke, kleine Frau entgegen, in einem Affenfrack, der einer Mantille aus den achziger Jahren nicht unähnlich war, und mit einem Hut mit roten Seidenrosen und einem in der Mitte eingepflanzten falschen Reiher, der wie ein Blitzableiter zum Himmel strebte. „Jesus, die Tant'!" schrie die Poldi und stellte Spreckelmeyer vor. Daß sich das Blechschild mit der Madonna auf Poldis Tante bezog, wußte Spreckelmeyer bereits, aber er hatte sich diese Dame doch etwas anders vorgestellt. Die Hebamme war übrigens sehr freundlich, sehr zwanglos, und eröffnete das Gespräch mit der ebenso schmeichelhaften als taktvollen Bemerkung: „Ah! Sie sind derjenige, welcher ..." Die Poldi proponierte einen

Digitized by Google

kleinen Spaziergang über den Graben und die Rotenturmstraße zur Ferdinandsbrücke, wo die Tante zu tun hatte. Spreckelmeyer schlug vor, lieber über den Judenplatz und Kai zu gehen, weil es da näher sei. Aber die Damen wünschten über den Graben zu gehen. Spreckelmeyer mußte sich unterwerfen. Bleich und stumm ging der Patriziersohn an der Seite der Hebamme daher, die ihn immer wieder in ein Gespräch zu verwickeln suchte. Glücklicherweise dauerte die Sache nicht lang. Denn beim Café Schrangl fuhr ihnen ein Fiaker vor, der die Hebamme mit einem fröhlichen „Wünsch' guten Morgen, Frau Tant'!" zum Stehen brachte. Das war Poldis Bruder, seines Zeichens Fiaker „mit eigenem Zeug". Nun war die ganze Familie beisammen. Eine neuerliche Vorstellung erfolgte, der Fiaker, der aufgestanden war, verneigte sich auf dem Bock. Die Tante stieg ein, um mit dem Neffen zur Ferdinandsbrücke zu fahren, während Spreckelmeyer mit seiner Kleinen eine andere Richtung einschlug. Seither vermied er es, mit der Poldi über den Kohlmarkt zu gehen.

Übrigens hatte die Sache noch ein Nachspiel, denn die Poldi wäre keine Frau gewesen, wenn sie

Digitized by Google

seine Verlegenheit am Graben nicht bemerkt hätte. Nun machte sie ihm Vorwürfe und bedeutete ihm, daß er sich, wenn er sich ihrer Familie schäme, ja eine andere Geliebte suchen könne. Spreckelmeyer hatte Mühe, sie zu beruhigen. Er verteidigte den Beruf des Fiakers, er verteidigte auch denjenigen einer Hebamme, auf dessen ideale Seiten er hinwies. „Beide tun ihre Pflicht, beide sind nützliche Mitglieder der Gesellschaft. — Ich wäre ein eingebildeter Narr, wenn ich sie verachten würde, weil sie zufällig in einer anderen Sphäre tätig sind als ich selbst... Nein, nein, deine Familie ist meiner unbedingten Hochachtung sicher..." Die Poldi ließ sich aber nur schwer besänftigen.

Für diese kleinen Unannehmlichkeiten war Spreckelmeyer auf der anderen Seite reichlich entschädigt. Vor allem hatte er die Genugtuung, in Viktors Kreisen allmählich ernst genommen zu werden. Seitdem es ruchbar wurde, daß er nicht mehr in anständigen Häusern verkehre und ein Verhältnis habe, kamen ihm alle mit erhöhtem Respekt entgegen. Der Viktor trug ihm das „du" an, und als es dahin kam, wohin es kommen mußte, daß nämlich Maxl

Digitized by Google

Herz sich von dem leichtsinnigen Freunde ganz losſagte und mit seiner Gustel ein eigenes Absteigequartier bezog, da trat Spreckelmeyer die Erbschaft an, indem er an Maxens Stelle in die Wohnungsgemeinschaft eintrat. Der Poldi verriet er allerdings nichts von dem bestehenden Kompagnieverhältnis, da er mit Recht befürchtete, sie durch eine derartige Aufklärung zu verstimmen, gab sich vielmehr in offenbar hochstaplerischer Absicht den Anschein eines Liebhabers, der sein Absteigequartier ganz allein bezahlt.

Das Gerücht, daß Spreckelmeyer ein Lebemann geworden sei, drang allmählich in weitere Kreise. Sogar das Haupt der Wiener Boheme, der Schriftsteller Frauenthal, nahm von der Evolution des zugereisten jungen Spießers Notiz, und als er ihm einmal in Poldis Gesellschaft in einem Konzerte begegnete, zeichnete er ihn durch jenes wohlwollend anerkennende Lächeln aus, das der Meister dem strebsamen Schüler zollt, neigte sich dann zu Rose und machte sie auf die Poldi aufmerksam, die auch sofort einer kritischen Betrachtung unterzogen wurde. Freilich die Einladung an den Tisch des Schriftstellers, die sich Spreckelmeyer erhoffte,

Digitized by Google

erfolgte nicht. Er setzte sich daher so nahe als möglich, um wenigstens hie und da einen Brocken aus der Konversation des berühmten Mannes aufzufangen.

Aber der Schriftsteller, als geistreicher Causeur berühmt, konversierte mit Rose überhaupt nicht. Übellaunig und zerstreut saß er neben dem schönen Mädchen, mit gerunzelter Stirn, und obzwar Rose hübsch angezogen war, sah man ihm deutlich an, daß er sich neben der Blumenmacherin genierte, wenn Bekannte vorübergingen. Rose plapperte ein Weilchen, aber da sie nur dürre, mürrische Antworten erhielt, stand das purpurne Mundwerkchen plötzlich betrübt stille. Nun schaute sie den Geliebten an mit einem tief schmerzlichen und von unendlicher Liebe erfüllten Blick. Und je länger sie hinschaute, desto mehr bekamen ihre Augen einen eigentümlichen Glanz.

„Mir scheint, sie weint," sagte die Poldi.

„Aber, aber!" sagte Spreckelmeyer. „Was fällt dir ein? Ihre Augen glänzen."

Aber die Poldi schüttelte den Kopf. Dann nach einer Weile meinte sie:

Digitized by Google

„Armes Mädel!“

Dann ſtand ſie plötzlich zornig auf:

„Komm, gehen wir nach Hauſe.“

Spreckelmeyer hätte zwar noch ganz gerne einige Muſiknummern angehört und den Schriftſteller beſcheiden beobachtet, allein gut erzogen, gewohnt, auf den Wink zu folgen, ſtand er auf, lief der Poldi in die Garderobe nach, hängte ſich dann in ſie ein und trat mit ihr den Heimweg an. Das Geſpräch drehte ſich ſelbſtverſtändlich um den Schriftſteller, denn Spreckelmeyer liebte es, mit ſeinen Bekanntſchaften in der Boheme zu prahlen.

„Er iſt ein ſchlechter Kerl!“ ſagte die Poldi.

„Warum?“

„Weil er ſie nicht heirat't.“

„Erlaube,“ ſagte Spreckelmeyer, dem dieſer Standpunkt völlig neu war, „da wären wir ja alle ſchlechte Kerle!“

„Seid's ihr auch!“ ſagte die Poldi und befreite ſich unwillig von ſeinem Arm.

Spreckelmeyer lächelte mitleidig und dachte an Mazl Herz. Von ihm wenigſtens hätte die Poldi nicht ſagen können, daß er ein ſchlechter Kerl ſei,

Digitized by Google

denn, seitdem er sich von Viktor losgesagt und ein eigenes Absteigequartier bezogen hatte, gawann das Gerücht immer mehr an Boden, daß er seine Gustel heiraten werde. Schon wußten alle, daß dies das Ende sein würde, mit Ausnahme von ihm selbst. Auch Spreckelmeyer konnte es nicht recht glauben. So oft man davon sprach, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Merkwürdig!... Merkwürdig!..."

Wenige Tage nach dieser Begegnung mußte Spreckelmeyer zu seiner Betrübnis erfahren, daß der Schriftsteller mit Rose nach Venedig gefahren sei. Das war ihm unangenehm. Denn, wenn er ein Verhältnis angefangen hatte, so war es zum guten Teil geschehen, weil er sich der Hoffnung hingegeben hatte, mit seinem Mädel auf den Empfangsabenden des Schriftstellers glänzen zu können. Nun er ein Mädel hatte, hörten diese Empfangsabende plötzlich auf, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Poldi dort einzuführen. Die Poldi freilich machte sich wenig daraus, versicherte vielmehr, sie wäre ohnehin nicht hingegangen; für Spreckelmeyer aber bedeutete es eine vernichtete Hoffnung.

Digitized by Google

Er konnte sich einen Erfolg eben nicht anders vorstellen, als in der Gesellschaft. Und da ihm die gute nunmehr verschlossen war, hoffte er sich wenigstens in derjenigen seiner leichtlebigen Freunde schadlos zu halten. Er hatte von heiteren Künstlersoiréen geträumt, von nächtlichen Wagenfahrten in den Prater, von Maskenbällen in Malerateliers, auf denen man mit seiner Geliebten erschien, wie anderwärts mit seiner Frau. Aber diese zwanglosen Abende, Ausfahrten und Bälle kamen nie zustande. Ja, nicht einmal die Ausflüge zu sechst, mit Viktor und Maxl Herz, auf die er so sicher gerechnet hatte, kamen zustande. Denn seitdem die Gustel die Olly für eine gemeine Person erklärt hatte, flog Maxl Herz mit seiner Gefährtin nur noch allein aus. Und was Viktor betraf, so konnte auch er nicht, wie er wollte, denn seine Olly war seit einem halben Jahr verlobt, und zwar mit einem anderen, so daß sie sich ihrem Freunde nur noch einmal in der Woche widmen konnte, und auch da nur kurze Zeit, auf einen Raub und in aller Heimlichkeit.

So war denn Spreckelmeyer gezwungen, seine Ausflüge gleichfalls allein zu machen und die er-

Digitized by Google

träumten geſelligen Abende unter vier Augen abzumachen. Er tat dies mit derſelben Pünktlichkeit und Verläßlichkeit, mit der er früher Geſellſchaften beſucht und Diners abſolviert hatte. Er war der genaueſte, gewiſſenhafteſte und verläßlichſte Liebhaber, den man ſich denken kann. Ein geborener Philiſter und Pedant, blieb er es natürlich auch als Bohemien und benahm ſich als Liebhaber nicht anders, als er ſich als Gatte benommen haben würde.

Er holte die Poldi jeden Tag Schlag acht Uhr vom Geſchäfte ab und begleitete ſie entweder nach Hauſe, oder ſpeiſte in ihrer Geſellſchaft. Am Montag, Mittwoch und Freitag, ſowie jeden zweiten Sonntag nachtmahlte er mit ihr, blieb bis elf Uhr mit ihr beiſammen und geleitete ſie dann regelmäßig wieder nach Hauſe, was keine Kleinigkeit war, wenn man bedenkt, daß das Abſteigequartier in der inneren Stadt lag, die Poldi in Fünfhaus und Spreckelmeyer im neunten Bezirk wohnte. Am Sonntag vormittag endlich machte man einen gemeinſchaftlichen Ausflug.

So verging der Frühling und ein Teil des Sommers. Anfangs Juli jedoch fühlte Spreckelmeyer

Digitized by Google

das Bedürfnis nach einer kleinen Erholung, erbat sich und erhielt einen vierzehntägigen Urlaub, den er in Ischl bei Verwandten zu verbringen gedachte. Die Poldi ließ ihn nur ungern fort. Überhaupt war sie in der letzten Zeit sehr zärtlich geworden, zärtlicher als es Spreckelmeyer lieb war.

5.

In Ischl wurde Spreckelmeyer durch Herrn Keller, der gleichzeitig auf Urlaub gegangen war, einem gewissen Fräulein Wally vorgestellt, der Tochter eines Verwaltungsrates, die dem Prager auf den ersten Blick gut und später immer besser gefiel. Denn sie war nicht nur hübsch, jung und munter, sondern auch unterrichtet, klug, einfach und gutmütig.

Sie trug feine, zartgemusterte Blusen, die viel besser aussahen, als die Blusen der Poldi, ob sie gleich nur die Hälfte kosteten, sie sprach englisch und spielte Tennis, Kenntnisse, die der armen Poldi fehlten. Auch konnte man mit ihr über andere Dinge reden als über die Liebe und Kleider, man sprach von Büchern, vom Theater, sie war in allem au fait

Digitized by Google

und setzte es auch bei Leuten, mit denen sie verkehrte, voraus. In den ersten Tagen fragte sie Spreckelmeyer manchmal: „Haben Sie das gelesen? Waren Sie bei diesem Stück?" und Spreckelmeyer mußte dann beinahe immer „Nein" sagen, denn er hatte im letzten Jahre soviel wie gar nichts gelesen, und meist nur Varietés besucht. Nun trachtete er die versäumte Lektüre nachzuholen, und in Ischl sah man ihn allenthalben mit Büchern unterm Arm umherstreifen. Und zwar waren es diejenigen Bücher, die Fräulein Wally im Gespräch erwähnt hatte. Sie bemerkte es und lächelte gütig.

Sie konnte ihn bemuttern, deshalb zog sie ihn dem borstigen Keller, dem „deutschen Bruder", wie sie sagte, vor. Wie sie in wenigen Tagen seine Lektüre beeinflußte, so modifizierte sie auch sein Benehmen, seine Toilette. Er kam zum Beispiel mit einer unmöglichen Krawatte zum Konzert, sie schaute ihn bloß an, zog ein ganz klein wenig die Augenbrauen hoch, Spreckelmeyer ging hin und kaufte eine andere.

Sie hatte gesunde, vernünftige Ansichten über alles, gleichgültig, ob die Frage ein Buch, ein Bild,

Digitized by Google

einen Menſchen oder irgend eine Kleinigkeit betraf. Man ſprach zum Beiſpiel von der engliſchen Barttracht, und ſie wandte ſich an Spreckelmeyer mit der Bemerkung: „Warum tragen Sie keinen Schnurrbart? Sie haben kein Geſicht für dieſe engliſche Tracht. Die paßt nur für ſehr ſchlanke Herren, die einen ſchwachen Bartwuchs haben.“ Natürlich ließ Spreckelmeyer ſich nicht mehr raſieren.

Von Keller ſagte ſie zu Spreckelmeyer, „Er iſt ein ſchrecklich viereckiger Menſch. Er hat eine viereckige Stirn, einen viereckigen Bart, viereckige Schultern. Auch ſeine Seele iſt viereckig....“

Und ein andermal: „Der iſt zum Ehemann geboren, aber als Bräutigam kann ich mir ihn nicht vorſtellen. Er macht einem mit Stirnrunzeln und Grobheiten den Hof.“

Und von Spreckelmeyer äußerte ſie ſich zu ſeinem Rivalen Keller:

„Er iſt ein anſtändiger und netter Menſch. Aber er verkehrt jedenfalls nicht in der richtigen Geſellſchaft.“

Der Verwaltungsrat, ein unbedeutender Menſch, aber angenehm und freundlich, und ſeine Frau, eine

Digitized by Google

sehr kluge und feine Dame, luden Spreckelmeyer manchmal ein, mit ihnen zu speisen. Dann saß er Wally gegenüber und schaute ihr beim Essen zu. Da saß sie, ohne Ziererei, ohne Steifheit, kerzengerade aufrecht, ohne mit den Armen den Tisch zu berühren, handhabte Messer und Gabel aufs zierlichste in den feinen Händen, führte die kleinen Bissen zum Munde, ohne ihnen entgegen zu kommen, und plauderte, als täte sie sonst nichts. Spreckelmeyer mußte an die Poldi denken, die sich beim Essen über den Teller beugte, die Arme aufgestützt mit Messer und Gabel fuchtelte, sich verschluckte und dann hustete, bis sie rot wurde.

Nach dem Essen sang Wally mit ihrer kleinen aber angenehmen Stimme oder trug irgend etwas am Klavier vor. Und Spreckelmeyer schaute ihren feinen Fingerchen zu, wie sie zierlichen Faltern gleich über die schwarzen und weißen Tasten huschten, und dachte dabei an die ordinären Hände seiner Poldi. Und wenn Fräulein Wally Tennis spielte, im halblangen Röckchen, so wurden die reizendsten Füßchen und zierlichsten Knöchel sichtbar. Und wieder mußte Spreckelmeyer an seine Kleine denken, an ihre derben Füße und dicken Knöchel.

Digitized by Google

Aber wenn er von den Spaziergängen in Wallys Gesellschaft nach Hause kam, fand er gewöhnlich ein giftgrünes Briefchen seiner Kleinen vor, das von orthographischen Fehlern und allerlei Torheiten strotzte. Aber obgleich er sich dieser ungeschickten Briefe ganz im geheimen schämte, war er doch zu gutmütig und zu gewissenhaft, als daß er auch nur einen einzigen unbeantwortet gelassen hätte.

Diese Sommertage verrauschten wie ein Traum. Man spielte Tennis, ging spazieren, machte Ausflüge in die Umgebung, manchmal über den ganzen Tag. Die Poldi erhielt Ansichtskarten aus den schönsten Gegenden. Fast immer war Fräulein Wally in der Gesellschaft, und Spreckelmeyer fand reichlich Gelegenheit, mit ihr zu plaudern. Und je mehr er mit ihr plauderte, desto besser gefiel sie ihm. Bei ihr war es umgekehrt wie bei der Poldi: Sie gewann im Näherkommen.

Die Gesellschaft erhielt einen Zuwachs, als Viktor Krämer auf ein paar Tage vom Wörthersee, wo er seine eigentliche Sommerresidenz aufgeschlagen hatte, herüberkam. Er besuchte eine verheiratete Frau, die seine Geliebte war, und kam in Begleitung des Ehe-

Digitized by Google

mannes, den er in Selzthal getroffen hatte. Auch die Rückreise nach Wien trat er in Gesellschaft des Gatten an, der natürlich keine Ahnung hatte, wem die Tränen seiner Frau beim Abschied eigentlich galten, und die ganze Zeit im Coupé spielten die beiden Herren miteinander Strohmann... Das war so ein Abenteuer nach Viktors Geschmack.

Mit Wally beschäftigte er sich wenig, wie überhaupt mit jungen Mädchen. Einmal ließ er sich doch herbei, einen Ausflug mitzumachen. Man fuhr nach St. Wolfgang hinüber, wo man den Tag verbrachte. In der Abendkühle ruderte man auf den See hinaus, sah die Sonne im roten Himmel untergehen und die Landschaft sich allmählich verfärben. Wally saß am Steuer, in einem schneeweißen Battistkleid, schön wie der Abend, und sang mit verträumter Stimme ein kleines italienisches Lied, das sie von einem Fischer in Bellagio gelernt hatte. Spreckelmeyer schwelgte in ihrem Anblick, in der Melodie des Liedes, in der Stimmung des Abends, und starrte das junge Mädchen verzückt an. Viktor lächelte ruhig und ironisch. Als sie dann ausstiegen, sagte der Prager zu seinem Freund: „Ist sie nicht schön wie ein Märchen?“ Und

Digitized by Google

der Wiener antwortete gelassen: „Ja, sie hat schöne Hüften.“

Spreckelmeyer wandte sich unwillig ab und ging zu Fräulein Wally hinüber. Schon war es die Regel, daß er auf Spaziergängen neben ihr herging. Sie behandelte ihn sehr freundlich, und manchmal schien es ihm, daß sie mit ihm kokettiere. Einmal, als sie spät Abends durch den Wald heimkehrten, und die Gesellschaft etwas vorausgeeilt war, benützte er die Gelegenheit, um galant zu werden. Fräulein Wally ließ sich ruhig küssen. Ja, sie gab ihm seine Küsse viel resoluter und heißer zurück, als die Poldi je getan hatte. Und Spreckelmeyer machte die Wahrnehmung, daß bei den Frauen die Bildung und Erziehung das Temperament durchaus nicht ausschließt, und daß die besterzogenen Mädchen zugleich auch die zärtlichsten sind.

Am nächsten Morgen kam ein Telegramm von der Poldi, die Spreckelmeyer bat, sofort nach Wien zu kommen, da sie schwer krank sei. Spreckelmeyer reiste sogleich. Fräulein Wally sagte er, daß ihn sein Direktor telegraphisch zurückberufen hätte. Sie schaute ihn groß und klug an, und er fühlte, daß sie wußte,

Digitized by Google

daß er log. Dennoch versprach sie ihm, zu schreiben, wenn sie Ende Oktober von Italien zurückkommen würde und ihn zur Tenispartie zu laden. Worauf er ihr die Hand küßte und mit schwerem Herzen ging.

In Wien vor dem Bahngebäude, auf der Suche nach einem Wagen, wurde er plötzlich von einem Fiakerkutscher laut und vertraulich angerufen:

„Wünsch' guten Abend, Herr Doktor!"

Es war Poldis Bruder.

Speckelmeyer blieb stehen und fragte zum Kutschbock hinauf:

„Wie geht's denn Ihrer Schwester? Ist sie noch nicht gesund?"

„War's denn krank?" fragte der Fiaker.

Speckelmeyer wußte genug, er ging weiter. Der Fiaker rief ihm nach:

„Herr Doktor, fahren S' mit mir!"

„Ich danke," sagte Speckelmeyer. „Ich nehm' einen Einspänner."

„Gawlier!" brummte der Fiaker, indem er seinem Kopf einen kleinen verächtlichen Ruck nach rechts gab. Und geringschätzig schaute er dem sparsamen Lebemann nach.

Digitized by Google

6.

Was Spreckelmeyer nach seiner Rückkunft in Wien Neues erfuhr, war nicht danach angetan, ihn zu erheitern. Der Poldi fehlte gar nichts, sie hatte sich beim Handschuhputzen mit Benzin die Augenbrauen und die Hand verbrannt, und die Gelegenheit benützt, um Spreckelmeyer zurückzurufen, der ihr ohnehin viel zu lang ausblieb. Wieder einmal ward sich Spreckelmeyer der Kette bewußt, an der er hing, und allerhand Bedenken stiegen in ihm auf, die noch genährt wurden durch Neuigkeiten, die er im Bureau erfuhr. Es hatte einen großen Skandal im Absteigequartier gesetzt, wo Viktor Krämer, als er wieder einmal mit Olly dort erschien, von dem Verlobten seiner Geliebten überfallen wurde. Dieser, ein rabbiater Mensch ohne feineren gesellschaftlichen Schliff, hatte sich den Schlüssel zu dem Quartier zu verschaffen gewußt, und erwartete eines Abends das Pärchen, das sorglos zwitschernd in die Falle ging. Viktor zündete eben Licht an, den Hut noch auf dem Kopfe, die Zigarette im Mundwinkel, als der Verlobte auf ihn losstürzte, den erstaunten Liebhaber erst ohrfeigte, und dann aus seiner

Digitized by Google

eigenen Wohnung hinauswarf. Die Olly erhob ein Geschrei, die Hausbewohner eilten auf die Gänge und sahen einen eleganten Herrn und eine verschleierte junge Dame über die Treppe flüchten. Ein minder eleganter, aber dafür sehr kräftig gebauter Mann folgte den Beiden, erregt einen Stock schwingend. Nun hätte ja Viktor die Sache vor Gericht bringen und die Bestrafung des wütenden Bräutigams erwirken können. Er verzichtete darauf, und begnügte sich, den Mann zu fordern. Dieser hinwiederum verzichtete darauf, sich zu schlagen, und warf die beiden Kartellträger Viktors hinaus, indem er gleichzeitig mit der Anzeige wegen Herausforderung zum Duell drohte. Er war einer jener unangenehmen Patrone, bei denen die geschicktesten Sekundanten nichts auszurichten vermögen, sintemalen da Drohungen nichts verfingen, und man, wenn man ihn auf der Gasse überfallen hätte, ganz sicher gewesen wäre, geprügelt zu werden. So beschloß Viktor schließlich, ihn laufen zu lassen. Aber die Sache kam heraus, und der schöne Viktor verlor seine Charge als Reserveoffizier, was sehr unangenehm für ihn war, da er seine schönsten Erfolge immer in Uniform errungen hatte.

Digitized by Google

Noch schlimmer war es Maxl Herz ergangen, der im Juli seine Gusti Knall und Fall geheiratet hatte. Nun sie seine Frau war, wollte er aus dem Mädel durchaus eine Dame machen, ließ sie im Französischen und Klavierspiel unterrichten, quälte sich und sie mit Grammatik, Literatur und Kunstgeschichte ab, und erreichte damit nur, daß sie ihre schöne Lustigkeit verlor, das Beste, was an ihr war. Im übrigen ging, stand und sprach sie, kleidete und frisierte sie sich genau so wie früher, blieb auch als Frau, selbst als Mutter das Mädel, das sie gewesen. Was sie aber sehr bald lernte und ohne Unterweisung, war, schöne und teure Kleider zu tragen und viel Geld auszugeben, so daß Maxl Herz, der nicht reich war, bald gezwungen war, seine wenig einträgliche Stellung im Rechtsbureau aufzugeben und sich einem anderen Erwerb zu widmen, wobei er aber nur wenig Glück hatte, so daß er schließlich als Versicherungsagent endete.

Ende September brachte eine zweite überraschende Neuigkeit für Spreckelmeyer und die anderen jungen Lebemänner. Rudolf Frauenthal, das Haupt der Wiener Boheme, der abgesagte Feind der guten Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft, der paſſionierte Entdecker des Vorſtadtmädels, der an allem Schuld war, hatte im Sommer in Madonna di Campiglio die Bekanntſchaft einer ſehr ſchönen Marcheſa gemacht und in Venedig geheiratet. Nun fuhr er im Wagen, lebte in großem Stil und verkehrte faſt ausſchließlich in ariſtokratiſcher Geſellſchaft, ohne im übrigen ſeine Produktion einzuſtellen. Sogar der Standpunkt, von dem aus er die Welt beſchrieb, blieb derſelbe, nur die Richtung änderte ſich: Während er bislang die ſchlechte Geſellſchaft verteidigt hatte, wodurch er ſich in der Literatur einen Namen gemacht, griff er nunmehr die gute Geſellſchaft an und machte ſich ſo in dieſer unentbehrlich. Denn die Geſellſchaft liebt diejenigen, die ſie verſpotten, und haßt nur diejenigen, die gleichgültig an ihr vorübergehen. So machte Frauenthal ſeinen Weg, und die reizende Roſe war das Opfer. Viktor wollte ſie übernehmen, allein ſie ging darauf nicht ein. Nach einem mißglückten Selbſtmordverſuch, der in den Zeitungen vertuſcht wurde, richtete ihr Frauenthal eine Blumenhandlung ein. Zwiſchen Blüten verblühte ſie langſam. Frauenthal blieb ihr Kunde. Und wenn die Marcheſa Geſellſchaft gab, ſo lieferte Roſe die Blumen.

Digitized by Google

Spreckelmeyer, der von dem Selbstmord erfahren hatte, ward es angst und bange. „Wie?“ dachte er, „wenn das das Schicksal eines Lebemannes ist, daß er zum Mörder wird oder heiratet oder geohrfeigt wird, dann bin ich doch lieber ein Philister. Mehr kann mir dabei auch nicht geschehen. Schließlich kann man auch in der guten Gesellschaft heiraten, und geohrfeigt kann man in den exklusivsten Kreisen werden....“ Nein, nein, diese Perspektiven paßten ihm nicht.

Und noch verschiedenes paßte ihm nicht. Zunächst, daß seine Beziehungen zu Poldi gerade jetzt, wo er sie langsam zu lösen gedachte, immer enger, immer beengender wurden. Es war wie eine Schlinge, die sich, je mehr man daran zerrt, desto fester zusammenzieht. Und er staunte über dieses unheimliche Zusammenziehen, das sich gegen seinen Willen, ohne sein Zutun, rein automatisch vollzog. Mit dem Wohnungswechsel fing es an. Eines Tages entdeckte die Poldi im Absteigequartier ein Paar wundernetter Frauenstiefelchen, offenbar Schuhe von Fräulein Olly. Die Poldi war um so empörter über diesen Fund, als die Schuhe um ein paar Nummern kleiner waren

Digitized by Google

als ihre eigenen, und in der Meinung, daß ihr Liebhaber sie mit einer Frau betrüge, die einen kleineren Fuß habe als sie, machte sie Spreckelmeyer eine fürchterliche Szene. Es blieb dem Ärmsten nichts übrig als die Wahrheit zu gestehen und das Geheimnis der Wohnungsgemeinschaft mit Viktor Krämer preiszugeben. Das beruhigte die Poldi zwar, aber zugleich verletzte diese Kompagnie ihr Anstandsgefühl, und sie verlangte immer dringlicher, daß Spreckelmeyer ein eigenes Absteigequartier miete. Der große Skandal mit Ollys Bräutigam schlug dem Faß vollends den Boden aus, Poldi erklärte, keinen Fuß mehr über die Schwelle dieses Hauses zu setzen, und Spreckelmeyer blieb nichts übrig, als Maxens Beispiel zu folgen, sich von Viktor loszusagen, und eine eigene Wohnung zu mieten.

Aber das war noch nicht alles. Kaum hatte Spreckelmeyer das neue Quartier nach langem Suchen glücklich gefunden, als die Poldi eines Tages mit Tränen in den Augen zum Rendezvous kam und rundweg erklärte, sie gehe ins Wasser. Spreckelmeyer, der an Rose denken mußte, erschrack tödlich und beschwor sie, ihm den Grund ihrer Verzweiflung zu

Digitized by Google

verraten. Und er war förmlich froh, als schließlich herauskam, daß Poldis Tante ihre Beziehungen zu Spreckelmeyer entdeckt und ihr das Haus verboten habe. „Wenn's weiter nichts ist," sagte Spreckelmeyer, „das ist kein Malheur. Ich werd' dir einfach eine Wohnung mieten. Wenigstens muß ich am Abend nicht immer nach Fünfhaus hinausrennen."

Dies war in der Tat ein Vorteil, aber auch der einzige. Im übrigen war die Einrichtung der neuen Wohnung mit einem großen Aufwand an Geld und Ärger verbunden. Wenn Spreckelmeyer ein Mädchen aus seinen Kreisen heimgeführt hätte, so hätte ihm wahrscheinlich seine Schwiegermama das Nest wattiert, und Mama wäre aus Prag gekommen und hätte geholfen. So aber mußte er alles allein besorgen. Und da er ebenso wie auch die Poldi von der Einrichtung einer Wohnung so gut wie nichts verstand, so wurden sie selbstverständlich von allen Lieferanten betrogen, abgesehen davon, daß sie schon mit Rücksicht auf die Illegitimität ihrer Beziehungen, die sie ängstlich geheim zu halten bemüht waren, und eben dadurch verrieten, höhere Preise zahlen mußten. Der Möbelhändler zum Beispiel, bei dem sie die Schlaf-

Digitized by Google

zimmereinrichtung kauften, und der auf den ersten Blick wußte, woran er war, tat der Poldi den Gefallen, sie „gnädige Frau" zu titulieren; dafür verlangte er für die Einrichtung um dreihundert Kronen mehr. Und so machten es mehr oder weniger alle. Das Resultat war: Eine schlechte Einrichtung für teures Geld. Es war ein Sinnbild des ganzen Verhältnisses.

Das Schlimmste an der Sache aber war, daß Spreckelmeyer, als die Wohnung endlich eingerichtet war, diese kaum betreten durfte. Wenn er die Poldi besuchen wollte, so empfing sie ihn angstvoll an der Türe; und er hatte noch nicht den Rock abgelegt, als sie ihn schon zu beschwören anfing, doch wieder weg zu gehen, „weil die Hausmeisterin sonst reden würde." Spreckelmeyer war wütend. Aber da half kein Wüten. „Ich bin doch ein anständiges Mädel!" sagte die Poldi, und Spreckelmeyer sah das schließlich ein. Er sah ein, daß es eine Gewissenlosigkeit von ihm wäre, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, und verzichtete darauf. Aber auch zu ihm konnte sie nicht kommen, seines Hausmeisters wegen, vor dem sie sich genierte. Am Ende verfiel er auf einen Ausweg:

Digitized by Google

Er mietete wieder das Absteigequartier, das er im Sommer gehabt hatte. Damit war auch die Poldi einverstanden. So hatte er im Handumdrehen drei Wohnungen: Eine für sich, eine für die Poldi und eine gemeinsame. Das war nicht bequem, aber kostspielig, und der Diamantring wanderte ins Versatzamt.

Trotz dieser weitgehenden Fürsorglichkeit, die er entwickelte, war die Poldi nicht zufrieden. Sie fühlte sich entwurzelt, seitdem sie Fünfhaus verlassen hatte, und sie war in ihrer eigenen, wie in der Achtung der anderen Leute gesunken. Die Hebamme verweigerte der Sünderin den Gruß, wenn sie ihr begegnete, und Bruder Valentin auf dem Kutschbock grüßte sie und Spreckelmeyer, als er den beiden einmal über den Weg fuhr, in einer Weise, daß es viel eher eine Ehrenbeleidigung als ein Gruß war. Nun mußte sich Spreckelmeyer von seiner Geliebten bei jeder Gelegenheit vorwerfen lassen, daß er sie mit ihrer Familie entzweit habe und der Schande preisgebe. Beständig befand sie sich auf der Flucht vor dem bösen Gerede, und mit einer Empfindlichkeit, die sich von Tag zu Tag steigerte, sah sie sich allenthalben

Digitized by Google

von ſpöttiſchen Blicken gemuſtert, ſah die Leute die Achſeln zucken, wo dies gar nicht der Fall war, und argwöhnte hinter ganz unſchuldigen Redensarten bösartige Anſpielungen auf ihren ſündhaften Lebenswandel. Sie fing an ſehr fromm zu werden, ging täglich zur Kirche und beichtete regelmäßig. Am liebſten hätte ſie einen völlig tugendhaften Lebenswandel geführt, und nur widerwillig gab ſie ſich den unumgänglichen Umarmungen hin. Und wenn ſie ſich wirklich einmal vergaß, ſo kniete ſie flugs hin und betete ein Vaterunſer. Dann ſetzte ſie dem armen Spreckelmeyer zu, er ſolle ſie heiraten. Und wenn er davon nichts wiſſen wollte, ſo ſagte ſie „Gott wird dich ſtrafen“ — nichts weiter.

Eines Tages, als ſie wieder einmal der Kellner im Separée mit „Fräulein“ anſprach, fing ſie zu weinen an, und am nächſten Tag erklärte ſie Spreckelmeyer, daß er unbedingt für ſich und ſie zwei Eheringe kaufen müſſe, ſonſt könne ſie ſich nirgends mehr mit ihm zeigen. „Ich bitt' dich“, ſagte ſie, „die Kellner ſchauen einen ſo an....“

Spreckelmeyer war beſtürzt. Er, der den Zwängen der guten Geſellſchaft hatte entgehen wollen, geriet

Digitized by Google

nun in die Fänge der schlechten. Eine Hausmeisterin, ein Kellner, ein Fiaker griffen bestimmend in sein Leben ein. Und das nennt man „freie Liebe!“ dachte er. „Welche Ironie!“

Gewiß, die gute Gesellschaft taugte nichts, aber die schlechte war jedenfalls auch nicht besser. Das sah er jetzt allmählich ein.

Dennoch kaufte er, da er ein weicher nachgiebiger Charakter war, wenige Tage später zwei schöne Eheringe für sich und die Poldi. Aber zugleich faßte er den endgültigen Entschluß, der Sache ein Ende zu machen und mit der Poldi zu brechen, zumal auch der Zeitpunkt heranrückte, wo Fräulein Wally nach Wien zurückkehren würde, und er in diesem Zeitpunkt frei sein wollte.

Vergnügt über diesen seinen festen Vorsatz steckte er am selben Abend der Poldi den Ring an den Finger. Diese schaute ihm mit leuchtenden Augen zu, warf dann beide Arme um sein Genick wie eine Schlinge und küßte ihn stürmisch. Spreckelmeyer machte sich los.

„Aber ich bitt' dich“, sagte er, „wegen der Kleinigkeit....“

Digitized by Google

Zwei Tage ſpäter fand er die Poldi ſchon wieder in Tränen. Schluchzend erzählte ſie ihm, worum es ſich handelte: Der Chef hatte herausgebracht, daß ſie nicht mehr bei ihrer Tante wohne und ausgehalten werde. Er hatte geſagt, daß er nur anſtändige Mädchen in ſeinem Haus dulde, und hatte ihr gekündigt.

„Der Alte hat's ſchon lange ſcharf auf mich", ſagte ſie, „weil ich mich nicht abdrucken laſſ' wie die andern. Aber dazu bin ich mir zu gut — Gott ſei Dank!"

Und ſie richtete ſich ſtolz auf, ſchneuzte ſich und begann dann neuerlich zu weinen.

„Laß ihn laufen", ſagte Spreckelmeyer. „Ich werd' dir deinen Monatsgehalt erſetzen ſolang bis du einen anderen Poſten findſt!"

„Du biſt ſo gut", ſagte die Poldi.

Tief verſtimmt ging er an dieſem Abend nach Hauſe. Es war nicht wegen des Monatsgehalts, aber daß das gerade jetzt paſſieren mußte, jetzt, wo er brechen wollte!

Dennoch, dies mußte geſchehen. Er konnte dieſes Paket, das er in leichtfertiger Galanterie an ſich genommen, doch unmöglich bis an ſein Lebensende ſchleppen.

Digitized by Google

7.

Spreckelmeyer hatte nie ein Verhältnis gehabt, wußte daher auch nicht, wie man ein Verhältnis löst. Desto besser wußte das Viktor, und in guten Stunden hatte er dem Freunde das Rezept verraten, nach dem dieser nun vorzugehen gedachte. Viktor war, wie es sein Beruf mit sich brachte, ein Meister im Brechen. Er hatte sich eine Methode zurechtgelegt, die ihm jede Aufregung ersparte. Sowie es soweit war, fuhr er mit der Betreffenden, mit der er gerade brechen wollte, irgendwohin aufs Land, amüsierte sich ein letztesmal mit ihr und trank ein letztesmal an ihrer Seite Kaffee. Aber daß dieser Kaffee der letzte sei, das wußte vorläufig nur er, und so schlürfte er, als richtiger Lebenskünstler, der aus allen Blüten den Honig zu saugen versteht, zugleich mit dem letzten Kaffee auch die Melancholie der letzten Tause. Und erst auf dem Heimweg, möglichst nah ihrer Wohnung, am liebsten unter dem Haustor, nachdem bereits geläutet worden, macht er ein rasches und energisches Ende. Er sagt ihr einfach, daß es aus sei, aus für immer, und wenn sie es nicht glauben will, so wiederholt er es der Deutlichkeit halber. Gründe gibt

Digitized by Google

er überhaupt nicht an, darauf läßt er sich nicht ein. Höchstens sagt er ihr, wenn sie zudringlich wird, daß er eine Herrennatur sei, tue, was er wolle, und daß er sie nicht mehr möge. Und wenn ihr auch das nicht genügt, so läßt er sie einfach stehen, auf der Straße, unter dem Haustor, oder wo es gerade ist, und geht pfeifend seines Weges.

Spreckelmeyer gedachte es ebenso zu machen. Von Mitte September angefangen bis Ende Oktober machte er fortwährend mit seiner Kleinen Ausflüge in die Umgebung von Wien, und jedesmal nahm er sich vor, daß dieser Ausflug der letzte sein sollte. Aber es war immer nur der vorletzte, denn so viele Kaffees er auch trinken mochte, er fand niemals den Mut, der Poldi zu sagen, daß es aus sei. Schon kannte er die Umgebung von Wien wie seine Westentasche, und noch immer wußte sie nicht, daß er eine Herrennatur sei.

Da erhielt er eines Tages einen Brief von Fräulein Wally, die Ende Oktober mit ihrer Familie von Reisen heimgekehrt war. Sie bestellte ihn für den übernächsten Tag zur Tennispartie. Nun wußte Spreckelmeyer, was er zu tun habe. Sofort

Digitized by Google

verabredete er mit der Poldi für den nächsten Tag einen Ausflug auf den Kahlenberg. Die Poldi war natürlich einverstanden.

Der folgende Tag war einer jener geschenkten Spätherbsttage, die sich aus dem Mai in den November verirrt zu haben scheinen, einer jener köstlichen und traurigen Tage, an denen die schöne Jahreszeit ein letztesmal in all ihrer Pracht und Glut erscheint und mit schmerzlichen Lächeln Abschied nimmt, eh sie für immer entschwindet.

Spreckelmeyer war denn auch melancholisch und wortkarg. Schon während sie hinauffuhren, dachte er fortwährend an dasjenige, was später, beim Hinunterfahren, geschehen mußte, und dieser Gedanke verdarb ihm den schwermütigen Zauber des wundervollen Tages.

Die rundliche Poldi spürte nichts von der sie umgebenden Melancholie; sie war ausgelassen lustig, sprang wie ein Hase in den Feldern und Wiesen umher, wollte durchaus Fangen spielen und steckte sich Blumen ins Haar. Plötzlich begann sie zu singen:

„In der Laube von Jasmin
Soll uns unser Glück erblühn..."

Digitized by Google

Aber es war keine Laube zur Stelle, und der Jasmin war lange verblüht.

Das Lied schnitt Spreckelmeyer tief ins Herz.

Gegen Abend fuhren sie zurück. Sie saßen ganz allein im Coupé eines Zuges, der heute zum letztenmal verkehrte. Draußen lagen im tiefen Herbstfrieden die kahlen Felder und sanften Wiesen, die braunen Rebgärten und bordeauroten Wälder und zogen in dem letzten Schimmern des schönen Tages still und traurig vorüber. Und die scheidende Sonne im purpurnen Wolkengewande warf, eh sie verschwand, der Poldi einen goldenen Mantel um die Schultern und zauberte ihr ein Goldkrönlein ins glänzende Haar, so daß das arme Mädchen aussah wie eine Prinzessin.

Als richtige Wienerin wurde sie, die eben noch ausgelassen lustig gewesen, plötzlich melancholisch, träumerisch, lehnte den Kopf an Spreckelmeyers Schulter und drückte seine Hand mit zärtlich zuckenden Fingern.

Ihm wurde butterweich im Gemüt, am liebsten hätte er weinen mögen. Jetzt sollte er brechen und warum? Fräulein Wally war hübsch, gewiß! Aber

Digitized by Google

die Poldi war ja auch hübsch, sehr hübsch sogar in ihrem goldenen Mantel. Und wenn sie keine so feine Seidenblusen trug wie das Mädchen aus gutem Hause, wer hinderte ihn daran, ihr solche zu kaufen? Und wenn sie nicht Lawn-Tennis spielte, wer hielt ihn ab, es sie zu lehren? Und die Bildung? Was beweist die Bildung? Sie beweist, daß man wohlhabende Eltern gehabt hat. Und die gesellschaftliche Achtung? Nun, die ist ja auch nur eine Frage des jährlichen Einkommens. Die Poldi hat eben kein Geld und keine wohlhabenden Eltern, das ist nicht ihre Schuld. Aber dafür hatte sie ihn lieb, viel lieber vielleicht, als die feine und wohlerzogene Wally.... Er kämpfte diese Versuchungen allesamt energisch nieder. Jetzt oder nie! Er kannte sich: Wenn er heute nicht brach, so würde er dazu niemals imstande sein. Und es wäre doch wahrlich zu dumm, wenn er hängen bleiben sollte wie der bornierte Max! Nein! Nein, das durfte, das konnte gar nicht sein. Und nun wiederholte er bei sich in einemfort im Rhythmus der rollenden Räder des Zuges: „Ich breche.. ich breche... ich breche..." so lange, bis er davon überzeugt war.

Digitized by Google

Indeſſen auf der Bahn brach er noch nicht, auch auf der Dampftramway nicht und auf der Elektriſchen wieder nicht. Schon näherten ſie ſich ihrer Wohnung, als er ihr plötzlich den Vorſchlag machte, umzukehren und im Reſtaurant zu ſpeiſen. Sie taten es, aber auch im Reſtaurant brach er nicht. Dann begleitete er ſie neuerdings nach Hauſe und wiederholte ſich neuerdings: Ich breche.... Aber er ſagte es ganz leiſe, nur innerlich....

„Gehen wir langſamer," ſagte er, „der Abend iſt ſchön.."

Endlich, als ſie bereits geläutet hatte, überkam ihn eine Art von Verzweiflung und er ſagte heiſer:

„Adieu!... "

„Kommſt nicht zu mir hinauf?" fragte die Poldi.

„Nein. Ich — ich komm' überhaupt nie mehr!"

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß es aus iſt. Daß ich dich nicht mehr mag!... Daß ich eine Herrennatur bin.... Daß ich heiraten will..."

Weiter kam er nicht.

Digitized by Google

Ein Funkenregen ging vor ſeinen Augen nieder, wie wenn eine große Rakete in ſeiner unmittelbaren Nähe geplatzt wäre... Und das Schallgeräuſch war auch ganz ähnlich. Und ein vorüberſchlendernder Wachmann lachte ſo kurios, wie jemand lacht, der unfreiwilliger Zeuge einer ganz intimen Familienſzene iſt. Aber die Poldi lachte nicht. Sie ſtand da, geſtreckt wie ein Panther, mit flammenden Augen und geballter Fauſt, wie er ſie noch nie geſehen...

Spreckelmeyer war eine ſo furchtbar weiche Natur, und vor allem konnte er es nicht mitanſehen, wenn jemand ſich ſeinetwegen aufregte. Sofort dachte er: Eigentlich hat ſie ja recht...

Was war da zu tun?

Er verzog raſch entſchloſſen, ſeine brennenden Wangen, wie jemand tut, der um jeden Preis lachen will. Und dann lachte er wirklich. Es war dies das vergnügliche Lachen eines Menſchen, dem ein ſehr guter Spaß gelungen iſt und der ſich darüber freut.

„Biſt mir richtig hereing'fallen!“ jubelte er. „Biſt mir richtig hereingefallen... Ich hab'..... haha!... Ich hab' ja nur einen Witz gemacht!“

„Einen Witz, ah ſo!“ ſagte die Poldi und nach

einer Pause mit der entsprechenden Bewegung ihrer rechten Hand: „Na, dann war d a s eben auch nur ein Witz!"

Der Hausmeister öffnete und sie zog den fröhlichen Begleiter mit sich...

Am nächsten Morgen fehlte Spreckelmeyer bei der Tennispartie des Fräulein Wally. So war diese gezwungen, mit Keller, der erschienen war, zu singeln.

8.

Spreckelmeyer entschuldigte sich nicht, so lud ihn auch Wally nicht mehr ein. Einmal begegnete er ihr am Graben. Fräulein Wally grüßte freundlich, aber Spreckelmeyer, im Bewußtsein seiner Schuld, die er für irreparabel hielt, ging an ihr vorüber. Bedauernd schaute sie ihm nach und nickte. Sie war ihm gut gewesen.

Im Frühjahr verlobte sie sich mit dem Sekretär, der i h r seit Jahren mit norddeutscher Zähigkeit den Hof machte, bis er ihr, der ihr von Haus aus unausstehlich gewesen, langsam gleichgültig und schließlich sympathisch, ja lieb wurde.

Digitized by Google

Diese Verlobung war kein Schlag für Spreckelmeyer, aber sie stimmte ihn traurig. Dessenungeachtet brachte er's übers Herz, zu Keller zu gehen und ihm vom Herzen Glück zu wünschen: er kenne Fräulein Wally und verehre sie, Herr Keller hätte keine bessere Wahl treffen können. Dieser hörte ruhig zu mit dem freudestrahlenden Gesicht, das er seit der Verlobung zur Schau trug. Dann, als Spreckelmeyer mit seinen Ausführungen zu Ende war, ergriff er die Hände des kleinen Pragers und schüttelte sie herzhaft. Von dieser Stunde an kamen die beiden Männer einander näher. Zwar vermied es Keller sorgfältig, mit Spreckelmeyer über dessen Privatverhältnisse zu reden, als kennte er sie gar nicht, aber Spreckelmeyer fühlte dennoch — oder vielleicht ebendarum —, daß ihm der andere wohlwolle. Und er begann seinerseits — zunächst freilich ohne seine Bewunderung für Viktor Krämer aufzugeben — die Ordentlichkeit des tüchtigen Deutschen zu schätzen. „Er ist kein Lebemann", pflegte er um diese Zeit zu sagen. „Nun, mein Gott, es kann nicht lauter Lebemänner geben!"

Er selbst setzte seine Beziehungen zu Poldi fort, freudlos, wie wenn er bereits mit ihr verheiratet

Digitized by Google

gewesen wäre. Doch hütete er sich ängstlich, dies zu tun, so sehr ihn auch die Poldi in dieser Hinsicht bedrängte. Denn in der jämmerlichen Situation, in der er sich befand, war es sein einziger Trost, daß er, da er ein illegitimes Verhältnis unterhielt, für einen Lebemann galt. Die Poldi heiraten, hieß dieses Prestige aufgeben. Darum, nicht aus Charakterstärke, hielt er noch stand.

Aber eines Tages erfuhren Spreckelmeyers Ansichten eine neuerliche erhebliche Wandlung. Das kam so:

Einmal ging er in Begleitung des jungverheirateten Keller über den Franzensring, als ein Herr ihren Weg kreuzte, den der Sekretär höflich grüßte. Spreckelmeyer schaute dem Herrn nach. Es war ein hoher, schlanker Fünfziger, schwarz gekleidet, der den rechten Arm in einer Schlinge trug, während er in der herabhängenden Linken eine langgestielte rote Rose hielt, die, während er gravitätisch vorüberstorchte, langsam auf und niederbebte. Eine feine Trauer kam in seiner Haltung, dem müden Blick und dem länglichen, bleichen, zerknitterten Gesicht zum Ausdruck, in das ein langjähriges Leiden oder eine

Digitized by Google

ſchwere Liebe die Linie des Kummers eingraviert hatte.

„Wer war das?“ fragte Spreckelmeyer.

„Branitz! Ein alter Freund von mir“, und mit ſeinem zweideutigen Lächeln: „Ein Lebemann...“

„Ein Lebemann?“ Spreckelmeyer intereſſierte ſich für ihn.

Keller lachte:

„Ein Lebemann, jawohl! Worüber ſtaunen Sie? Es hat eben auch ſchon vor fünfundzwanzig Jahren Lebemänner gegeben — vielleicht ſogar nur damals..“

„Wie meinen Sie das?“

Der Sekretär erklärte ſich näher:

„Es frägt ſich eben, was Sie unter einem Lebemann verſtehen. Die jungen Herren, die ſich heute dieſen Titel anmaßen, verdienen ihn nicht immer. Nehmen Sie zum Beiſpiel unſeren Kollegen Viktor Krämer. Sie halten ihn wohl für einen Lebemann, er hält ſich ſelbſt dafür. Aber er iſt keiner.“

„Und Herr Branitz iſt einer?“

„Ja.“

„Was nennen Sie einen Lebemann?“

Digitized by Google

Keller antwortete etwas didaktisch:

„Einmal nur denjenigen, der sein Glück bei Frauen sucht. Denn bei den anderen hat ja jeder Mann Glück. Ich kenne mehr als einen, der sich einbildet, Glück bei Frauen zu haben, indes er zeitlebens nur Glück bei Dirnen hatte... Und dann verlang' ich von einem Lebemann, daß er nicht nur genießt, sondern auch zahlt. Zechpreller der Liebe nenn' ich anders."

Nach einer Pause fragte Spreckelmeyer:

„Und Herr Branitz hat gezahlt?"

„Ja, das hat er, und in allen Währungen: Mit seiner Person, mit seinem Vermögen, mit seiner Jugend, zuletzt mit seinem Blut... Er ist ein Lebemann."

Und mit kurzen Worten erzählte er dem aufhorchenden Spreckelmeyer die Geschichte des Mannes mit der Rose.

Er hat ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau — seit zwanzig Jahren! Wohl gemerkt: Mit einer Frau, nicht etwa mit einem Frauenzimmer. Ich kenne sie, sie ist eine Dame, eine jener Frauen, denen Leute wie Herr Viktor nie in die Nähe kommen.., Sie hat das Unglück gehabt, an einen Lumpen ver-

Digitized by Google

heiratet zu werden, den sie nur widerwillig nahm, und für den sie nie das Geringste empfand. Dann lernte sie Branitz kennen, der damals jung, schön und verführerisch war: Ein Lebemann! Sie verliebte sich in ihn, er ward die einzige große Liebe ihres Lebens. Eigentlich war sie Zeit ihres Lebens mit ihm verheiratet, nur mit ihm. Aber ihr Mann gab sie nicht frei; hingegen war er charakterlos genug, von Anfang an Vorteil zu ziehen aus ihrem Verhältnis zu Branitz. Natürlich in scheinbar einwandfreier Form. Er war Unternehmer, und Herr Branitz hatte ihm jederzeit die Mittel für seine Unternehmungen geliefert. Er selbst ist dabei bettelarm geworden, mehr noch, er hat sich in Schulden gestürzt. Wie sie den Mann da eben sahen, so geht er zu Fuß, um die Elektrische zu sparen. Aber seine Geliebte hat einen Monatsfiaker, den ihr Mann bezahlt — vom Gelde des Liebhabers."

„Sie ist wohl sehr schön?" fragte Spreckelmeyer nachdenklich.

„Sie war es — vor zwanzig Jahren. Jetzt ist sie, obwohl kaum über die Vierzig, seit langem alt, verfallen, häßlich. Seit zehn Jahren ist sie überdies

Digitized by Google

Auernheimer,R., Die Verliebten. 3.Aufl.
Wien,Wiener Vlg.,1908,in-8,216 pp,ill.OBr,
unaufgeschn.

50.-

Digitized by Google

krank... gelähmt an beiden Beinen. Man bringt das mit gewiſſen Dingen in Zuſammenhang... Konſekutivzuſtände nennen es, glaub' ich, die Ärzte.. Seit zehn Jahren beſteht der Verkehr dieſer Liebenden darin, daß Branitz dreimal in der Woche den Tee bei ihr trinkt, wobei er niemals verfehlt, ihr eine Roſe zu überreichen, die ſie mit blaſſem Lächeln aus des Geliebten Hand nimmt...Wenn dieſe Roſe einmal ausbleibt, ſo wird ſie wiſſen, daß er geſtorben iſt...

Unlängſt kam ihm zu Ohren, daß ein Herr, der im Hauſe verkehrt, ſich zweideutig über die Wirtſchaft zu Dreien geäußert habe. Branitz, der ſein Lebtag ein friedfertiger Kaufmann war, ging hin und forderte den Herrn, der ihm den rechten Arm zerſchoß.... Seitdem überreicht er ihr ſeine Roſe mit der Linken. Das iſt alles..."

Spreckelmeyer begegnete in der Folge dem bleſſierten Galan öfter. Und ſo oft er des altmodiſchen Herrn mit der Roſe einer anderen Zeit anſichtig ward, ging ihm ein Stich durch die Seele, und er erinnerte ſich der Worte ſeines Freundes Keller, die dieſer mit ſo merkwürdiger Betonung geſprochen hatte: „Das iſt ein Lebemann."

Digitized by Google

Eines Tages begegnete er ihm in Gesellschaft Viktors, der Spreckelmeyer begleitete.

„Kennst du den?“ fragte der Prager.

„Nein“, sagte Viktor.

Und Spreckelmeyer, froh, vor seinem Freund etwas voraus zu haben, erzählte dem anderen die Geschichte, wie er sie von Keller gehört hatte und schloß mit den Worten: „Das ist ein Lebemann!“

„Das ist ein Vieh!“ sagte Viktor.

Spreckelmeyer nahm es ihm übel wie eine persönliche Beleidigung. Denn zu dieser Zeit war er bereits mit der Poldi aufgeboten. Es war nämlich etwas geschehen, was nicht hätte geschehen dürfen. Die Hebamme erfuhr davon und drohte mit der Anzeige. Spreckelmeyer tat, was so viele tun, wenn sie sich anders nicht mehr helfen können: Er heiratete. So hatte ihn also Gott wirklich gestraft, wie es ihm die Poldi immer prophezeit hatte.

„Merkwürdig!“ sagten die jüngeren Lebemänner, die sich um Viktor Krämer geschart hatten, als sie von dieser Heirat erfuhren. Und sie sagten es mit genau derselben Betonung, mit der Spreckelmeyer vor einigen Jahren, als Maxl Herz heiratete, „merk-

Digitized by Google

würdig" gesagt hatte. Der schöne Viktor lächelte.

Von der ganzen alten Garde war er allein noch ledig. Und das war sein Verdienst. Denn trotz des Malheurs mit Ollys Bräutigam, trotz anderer Malheure, hätte er noch immer heiraten können, glänzend heiraten, da ihm die Weiber nach wie vor nachliefen. Er dachte nicht daran. Seine täglichen Eroberungen genügten ihm, und aus seinen übeln Erfahrungen zog er heitere Lehren. Kaum geohrfeigt, stellte er schon die Theorie auf, daß das einzige würdige Verhältnis für einen jungen Mann die Braut eines andern sei. „Denn," argumentierte er, „eine verheiratete Frau ist nicht mehr unberührt, und ein Mädel will, daß man sie heirat't. Hingegen eine Braut ist unberührt — und heiraten tut sie ein anderer."

Ein geistreicher Lump, Mephisto aus Passion, war er von nichts mehr überrascht, wunderte sich über nichts mehr — seit langem. Darum verhielt er sich, während die anderen über Spreckelmeyers plötzliche Heirat staunten, schweigend, und beschränkte sich darauf, geheimnisvoll und kompliziert zu lächeln. Nur als das „merkwürdig" gar kein Ende nehmen

Digitized by Google

wollte, sagte er plötzlich ungeduldig, indem er die Schultern hoch zog: „Ich weiß wirklich nicht, was Ihr eigentlich wollt's. Es muß doch schließlich auch Männer geben, die die Mädeln heiraten, mit denen wir die Verhältnisse g'habt haben."

Er sagte „wir", diskret wie immer. Aber die anderen verstanden ihn und lachten über den guten Spreckelmeyer, der sich jetzt einbildete, seine Geliebte geheiratet zu haben, während er in Wahrheit die Geliebte eines anderen geheiratet hatte.

Digitized by Google

Pfeifer und Sohn

Digitized by Google

Die Firma L. Pfeifer und Sohn bestand seit vierzig Jahren und erfreute sich eines wachsenden Ansehens auf dem Platze. Besonders unter dem zweiten Chef des Hauses, dem Herrn L. Pfeifer jun., nahm das Ledergeschäft einen beträchtlichen Aufschwung. Gut war das Haus schon unter dem Senior gewesen, aber nun, unter seinem Sohne, wurde es erst prima und schließlich primissim, was das Äußerste an kaufmännischem Lob bedeutete. Die Kaufleute notierten beim Konto Pfeifer und Sohn „jeden Betrag", und man schätzte das Vermögen auf eine Million. Unter solchen Umständen wunderte sich niemand, als Herr Ludwig Pfeifer eines Tages Kommerzialrat wurde.

Herr Ludwig Pfeifer hatte jung geheiratet, ein Mädchen aus der Nachbarschaft, Tochter eines Kaufmannes, nicht gerade schön, geistreich oder stürmisch liebreizend, aber gesund, sparsam und verhältnismäßig wohlhabend. Nach einjähriger Ehe kam Emil zur Welt,

Digitized by Google

dann wurde Frau Pfeifer dick, wie es eine richtige Kaufmannsfrau sein muß, und ein fernerer Kindersegen blieb aus.

So war und blieb Emil der Kronprinz des Hauses Pfeifer. Früher oder später mußte der Augenblick kommen, wo sein Vater aufhören würde junior zu heißen, und er, Emil, anfangen würde es zu sein. Nun galt es, in diesem großen Augenblick gerüstet zu sein.

Der Vater sah in Emil von Jugend auf den künftigen Firmainhaber. Selbst vollständig ungebildet, wenn auch im Vergleich zu seiner Frau ein Lumen an Gelehrsamkeit, sah er um so mehr darauf, daß Emil etwas Rechtes lerne. Denn einem Kommerzialrat verargt man es nicht, wenn er ungebildet ist, der Sohn eines Kommerzialrates darf es nicht sein. Das ist nun einmal so eingerichtet in der Welt, und Herr Pfeifer kannte die Welt.

Freilich wünschte er auch nicht, daß Emil ein Gelehrter würde, denn was wäre dann aus den Lederwaren en gros geworden? Nein, die Wahrheit lag, wo sie für Kaufleute immer liegt: in der Mitte. Das Zuviel war ebenso gefährlich wie das Zuwenig. Und Emil war ein guter Sohn, richtete sich genau nach

Digitized by Google

den Absichten des Vaters ein und lernte weder zu viel noch zu wenig — besonders nicht zu viel. Immerhin bestand er nach zweimaligem Anlauf die Matura.

Nun kam das Freiwilligenjahr. Auch hier ging Herr Ludwig Pfeifer als weltkluger Geschäftsmann vor, der die Extreme zu vermeiden weiß. Denn er tat das Bürschchen weder zur Kavallerie, was sich nur ein Adeliger oder Millionär erlauben kann, noch zur Infanterie, wo die Söhne der Hungerleider schwitzend ihr Jahr abdienen. Emil diente beim Train. Und was seine Lebensführung in dieser Zeit betrifft, so richtete sich das Söhnchen wiederum genau nach den väterlichen Wünschen, indem es weder zu viel noch zu wenig Geld verbrauchte — besonders allerdings nicht zu wenig, weil das ein Extrem ist, das jeder junge Mensch von Natur aus scheut.

Als dann das Freiwilligenjahr glücklich um war, warf man dem herangeblühten und schon männlich gefestigten Emil ein gehöriges Monatsgeld aus, und nun hieß es: „Junge, führ ein elegantes Leben und sieh zu, daß du eine reiche Braut (womöglich eine Adelige) ins Haus bringst." Emil, das gute Kind, dem die Wünsche seines Vaters Befehle waren, be-

Digitized by Google

gann sofort ein elegantes Leben zu führen. Anders freilich stand es um die zweite Verpflichtung, die er weniger zu respektieren schien. Im Gegenteil, denn eines Tages kam heraus, daß der junge Mann ein Verhältnis habe mit einer Person, die noch dazu eine Schauspielerin war.

Um die Größe und Wucht dieser Katastrophe begreiflich zu machen, ist es notwendig, vorher das Verhältnis des Hauses Pfeifer zur Kunst überhaupt und zum Theater insbesondere festzustellen. Was die Kunst im allgemeinen betrifft, so war sie schon dem gottseligen Herrn Pfeifer senior vollkommen gleichgültig gewesen, insoweit sie nicht zur Ausschmückung von Zigarren- oder Brieftaschen dienen konnte. Diesen Standpunkt nahm auch Herr Pfeifer junior ein, und seine Frau, die zu der überragenden Intelligenz ihres Gatten bewundernd aufschaute, und sich in allem und jedem seiner Ansicht unterordnete, akzeptierte ihn blindlings. Auch sie, Frau Amalie Pfeifer, ging an der Kunst vorüber, was diese freilich kaum bedauerte.

War man aber der Kunst gegenüber im allgemeinen bloß gleichgültig, so verachtete man dafür das Theater und alles, was damit zusammenhing. Herr

Digitized by Google

Pfeifer, der sich etwas darauf zugute tat, daß ihm nichts Menschliches fremd sei, sagte oft, er begreife alles. Er begreife, daß man für Essen und Trinken mehr Geld ausgebe als nötig sei, daß man sich eine Villa baue, sogar daß man Bilder kaufe, soferne sie etwas Reales vorstellten, aber er werde nie begreifen, wie man so und so viel hundert Gulden im Jahr für ein Logenabonnement ausgeben könne. Das sei der purste Übermut und fordere den Zorn Gottes geradezu heraus.

Diese freundliche Auffassung vom Wesen der theatralischen Kunst, die so trefflich zu der aufs Verdienen gerichteten, geraden und gleichsam durch zwei teilbaren Weltanschauung des Kaufmannsstandes paßt, übertrug sich auch auf die Schauspieler. Das Wort Schauspieler war für Herrn und Frau Pfeifer gleichbedeutend mit Seiltänzer, Schauspielerin mit etwas weit Schlimmerem. Jede Bühnenkünstlerin war geradezu eine „Person", und was eine Person ist, braucht man nicht erst zu sagen. Man kann sich daher den Schrecken malen, als herauskam, daß Emil, der Kronprinz, sich mit so einer Person vergessen habe. Und zwar kam dies folgendermaßen heraus.

Eines Tages erhielt Herr Pfeifer von seinem Ge-

Digitized by Google

schäftsfreunde, dem Konfektionär Regensburger, eine Rechnung auf beiläufig 1000 Kronen übersandt.

„Wie?“ dachte der Fabrikant zuerst. „Sollte die Mali auf ihre alten Tage hinter meinem Rücken Schulden machen?“ und rief seine Frau.

Frau Amalie war nicht wenig entrüstet über diese Zumutung. Sie besah die Rechnung. Da stand: Ein graues Foulardkleid 400 Kronen. Nie im Leben hatte sie soviel für ein Foulardkleid bezahlt. Da stand ferner: Ein Bolero 240 Kronen. Ein Bolero 120 fl.! Frau Pfeifer weinte.

Plötzlich entdeckte sie am Kopf der Rechnung den bescheidenen Vermerk: „Für Fräulein Rolla Rohn.“ Wer war Rolla Rohn? Ein furchtbarer Verdacht durchbohrte ihr Vogelgehirn. Sie schaute ihren Mann an und schrie:

„Du hast eine Geliebte!“

Herr Pfeifer wandte ein, daß er doch in diesem Falle sie nicht gerufen hätte, um ihr die Rechnung zu zeigen. Frau Amalie sah dies langsam und widerstrebend ein.

Aber wer war Rolla Rohn?

Dem Fabrikanten gab es einen Riß.

Digitized by Google

„Ruf mir Emil," ſagte er.

„Du meinſt?"

„Ruf Emil!" wiederholte er leidenſchaftlich.

„Emil!" ſchrie die Mutter mit ihrer infolge Verfettung kreiſchend gewordenen Stimme.

„Emil!"

Emil kam hereingeſchlenkert.

„Was gibt's?" fragte er arglos, die Zigarette in der Hand.

Der Vater, die Rechnung wie eine Anklageſchrift ſchwingend, fragte:

„Wer iſt Rolla Rohn?"

Der Sohn erſchrak ſofort, faßte ſich und ſagte:

„Eine Schauſpielerin, Papa!"

Der Vater ſchrie:

„Sie iſt deine Geliebte."

Der Sohn, der erſt zweiundzwanzig war und ein aufrichtiges Herz beſaß, wollte die Sache gut machen.

„Ich will ſie heiraten," ſagte er.

Mama ſank aufſchluchzend in einen Polſterſtuhl.

Emil, der vorurteilsfreier dachte, wollte ein Lächeln riskieren. Allein er kam nicht mehr dazu. Denn ehe noch er ſich deſſen verſah, hatte er trotz

Digitized by Google

seiner zweiundzwanzig Jahre, beträchtlichen Länge und Reserveoffizierscharge eine Ohrfeige von der noch kräftigen Hand des Herrn Pfeifer, die sich von jeher auf die Fabrikation und Ablieferung von Ohrfeigen vortrefflich verstand und in dieser Richtung einen gewissen Ruf in der Branche besaß.

Sodann hieß es:

„Du packst sofort deine Sachen und fährst noch heute abend auf ein Jahr nach England. Ich selbst werde dich zur Bahn begleiten. Und bis dahin wirst du dein Zimmer nicht verlassen. Verstanden? Mistbub!“

Der also angeredete Reserveoffizier wollte widersprechen, seinen Standpunkt verteidigen, sich als Mann zeigen, der er doch eigentlich war. Aber die Ohrfeige und mehr noch die flammenden Augen seines Vaters, vor denen er schon als Kind gezittert hatte, schüchterten auch den Erwachsenen soweit ein, daß er jeden Widerstand aufgab und sich auf sein Zimmer zurückzog.

Am selben Abend fuhr Herr Pfeifer mit seinem Sohne zur Bahn. Als Emil im Coupé saß, erwachte das Vaterherz in Herrn Pfeifers Brust, er umarmte

Digitized by Google

das Söhnchen und küßte es, das trotz seiner Jahre und Würden bitterlich zu weinen begann.

Dann trocknete er die mit dem Offiziersstand unverträglichen Tränen.

„Hast du noch einen Wunsch?“ fragte der Vater, der seinem Emil gerne noch etwas zu Gefallen getan hätte

Emil schaute seinen Papa mißtrauisch an, dann sagte er kleinlaut:

„Die Rechnung, Papa...“

Unwillkürlich trat er einen halben Schritt zurück, eine zweite Ohrfeige fürchtend. Aber Herr Pfeifer dachte nicht daran. Stolz und milde, mit der Gebärde des Kaufmanns, dem es nicht darauf ankommt, sagte er:

„Die Rechnung werde ich selbstverständlich bezahlen. — Hast du noch einen Wunsch?“

„Ja, Papa,“ sagte Emil, durch die Milde des Vaters ermutigt. „Nächste Woche ist der vierteljährige Zins fällig —“

„Ich werde auch den vierteljährigen Zins bezahlen. Ich werde Fräulein Rohn überhaupt abfinden. — Hast du noch einen Wunsch?“ fragte er beinahe drohend.

Digitized by Google

„Noch einen!“ sagte Emil fest.

„Nämlich?“

„Daß du selbst zu ihr hingehst und ihr alles erklärst, Papa... Fräulein Rolla ist ein anständiges Mädchen, es wird sie sehr schwer treffen, daß ich so plötzlich — bitte, Papa, geh zu ihr hin. Bitte schön.“

Der Kaufmann überwand sich und sagte schließlich:

„Ich werde auch das tun — vorausgesetzt, daß du draußen bleibst.“

Er hielt dem Sohne die Hand hin, die dieser dankbar küßte.

Der Kondukteur schrie Abfahrt. Herr Pfeifer sprang aus dem Wagen. Der Kronprinz trat ans Fenster, schneuzte sich bekümmert und wedelte melancholisch mit dem Taschentuch. Rasselnd setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Dann, im Fahren, schien er Lust zu bekommen und dampfte davon.

Herr Pfeifer trat den Heimweg an. Im Geiste stilisierte er bereits die Quittung, die er sich von der Person bei Auszahlung der Abfindungssumme unterschreiben lassen wollte. Nun, da die Gefahr vorüber war, empfand er es beinahe mit Stolz, daß sein großer

Digitized by Google

Bub eine Geliebte hatte, die er abfinden mußte. In gehobener Stimmung setzte er sich zu Hause an seinen Schreibtisch, nahm den Scheck zur Hand, den Herr Regensburger der Rechnung beigelegt hatte, füllte ihn aus und schrieb dazu:

„Anbei übersende Ihnen — K — h zum Ausgleich der Faktura vom 23. Jänner.

Ohne Mehranlaß! Achtungsvoll L. Pfeifer."

In diesem Augenblicke war er wirklich primissim.

*

Am nächsten Morgen nahm er seinen Bratenrock aus dem Kasten, legte einen neuen Hemdkragen und schneeweiße Manschetten an, band die schwere gediegene Krawatte um, die er beim Neujahrsempfang trug, und steckte vorsichtshalber die dunkelgrauen Glacéhandschuhe ein, mit denen in der Hand er entferntere Bekannte zu begraben pflegte. So ausgerüstet besah er sich umständlich im Spiegel und probierte den frisch gebügelten Zylinder.

Frau Amalie, die diesen Vorbereitungen verwundert folgte, fragte:

„Du machst einen Besuch?"

Digitized by Google

„Natürlich," erwiderte er. „Ich muß doch hingehen."

„Zu wem?"

„Nun," sagte er widerwillig, „zu ihr. Zu der Person."

Frau Pfeifer erschrak, als sie vernahm, was er vorhatte.

„Wie," rief sie, „du willst selbst...?" mit einem Ausdruck, als plante er eine Visite in einem Choleraspital.

„Ich muß!" sagte er seufzend, indem er den Zylinder aufstülpte. „Die Person könnte uns sonst Unannehmlichkeiten bereiten."

Frau Amaliens indolentes Kaninchengesicht verzog sich in unsäglichem Ekel.

„Schrecklich!" rief sie, dem Weinen nah. „Mit solchen Leuten bekommt unsereins zu tun."

„Na, na, beruhige dich," sagte er, der sich mutvoll zeigen wollte. „Sie wird mich nicht fressen."

In Wahrheit war sein Widerwillen und seine Angst nicht viel geringer als die seiner Frau. Er hatte noch nie im Leben mit einer Schauspielerin zu tun gehabt und machte sich in seinem bourgeoisen Hochmut

Digitized by Google

von diesen Geschöpfen einen unsäglich niedrigen und widerwärtigen Begriff. Er machte sich auf eine widerliche, schmierige Wohnung gefaßt, auf Schmutz und Unordnung in den Zimmern, er erwartete, Haarzöpfe und Schminktiegel herumliegen zu sehen, das Kammzeug auf dem Eßtisch und die Kleider an den Fensterriegeln zu finden, er fürchtete sich vor den ordinären Weiberstimmen, die er kreischen hörte, vor dem Geflenne, den Drohungen und Gemeinheiten, dieser ganzen abscheulichen Szene, die nicht ausbleiben konnte.

Aber da er sich all das so übertrieben häßlich vorstellte, fühlte er sich anderseits angesichts der Unannehmlichkeiten, die seiner warteten, der Gefahr, der er sich aussetzte, beinahe wie ein Held, der im Begriffe steht, etwas Großes zu vollbringen. Schon lange hatte er nicht so stolz empfunden, was es hieß Vater sein, als in diesen Minuten, da er sich, die Abfindungsquittung in der Tasche, dem Hause näherte, in dem die Geliebte seines Sohnes wohnte.

Als er jedoch die Höhle der Löwin betrat, war er sofort aufs angenehmste überrascht. Es war offenbar ein ganz anständiges Haus, in dem diese Person wohnte. Er konnte sich nicht entbrechen, die Parteien-

Digitized by Google

liſte raſch zu überfliegen und fand unter den Bewohnern dieſes Hauſes einen Baron und einen Abgeordneten. Kopfſchüttelnd ſtieg er die Treppe hinan und läutete an der Tür des Fräulein Rohn.

Ein artiges Stubenkätzchen mit weißem Häubchen öffnete ihm und fragte nach ſeinem Begehr. Als Herr Pfeifer darauf erwiderte, er wünſche das Fräulein zu ſprechen, führte ihn das Mädchen in einen kleinen Salon, und bat ihn, ein Weilchen zu warten.

Der Salon war modern und geſchmackvoll eingerichtet, auf Blau geſtimmt, mit blaßblauen ſeidenen Tapeten, zierlichen blauen Fauteuils und einem allerliebſten blauen Diwan, deſſen hohe, mit einem Kopfbrett verſehene Rückenlehne mehrere Stiche der engliſchen Prärafaelitenſchule ſchmückten, ſchmale Frauenköpfe mit tiefgeſcheitelten Haaren und frommen Augen, die auf den Fabrikanten unſäglich hochmütig und ſchmerzlich erhaben herabſahen. Japaniſch leichte Tiſchchen, Puffs mit zierlich geſpreizten politierten Beinchen, einige Böcklinbilder, die an grünen Schnüren aufgehängt waren, welche vom Plafond herunterreichten, Tiffanygläſer und allerhand zerbrechlicher moderner

Digitized by Google

Kram vervollständigte die luxuriöse Einrichtung, die Herr Pfeifer mit mißtrauischem Respekt musterte.

Nach einer Weile öffnete sich lautlos eine Türe, und auf leichten Sohlen trat eine gewaltige Dame ein, in einem leichten Empirekleid, dessen dünner Stoff an den Riesenformen ihres Körpers schleierartig herunterfloß und sich nach rückwärts zu einer stattlichen Schleppe straffte. Den Gruß des Ankömmlings abwartend, lächelte sie entgegenkommend und streckte dem Fabrikanten den halb entblößten Riesenarm mit einer herablassenden Bewegung entgegen, wie sie große Damen haben, die gewöhnt sind, daß man ihnen die Hand küßt.

Das war Mama.

Den Kopf ein wenig geneigt und das Lorgnon an die Augen führend, fragte sie:

„Was wünschen Sie von meiner Tochter?"

Der Kommerzialrat, der gekommen war, um diesen Damen, die seinen Sohn verführt hatten, Grobheiten zu sagen, und ihnen schließlich etwas hinzuwerfen, beugte sich über die entgegengestreckte Hand und stellte sich ganz kleinlaut vor.

Digitized by Google

„Ah!“ sagte die Dame mit einem huldvollen Lächeln, „Sie sind der Vater dieses jungen Mannes?“

„Der bin ich!“ sagte Herr Pfeifer schüchtern.

„Das ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie uns auch das Vergnügen machen“, sagte die Dame, die sich langsam niederließ und läutete. Dann, als das Mädchen dienstfertig eintrat, wandte sie den Kopf und sprach:

„Sagen Sie meiner Tochter, Herr Pfeifer sei hier.“

„Senior“, fügte Herr Pfeifer bei, um Verwechslungen zu verhüten.

„Ganz richtig“, lächelte die Dame und, um die Konversation zu eröffnen: „Meine Tochter studiert eben eine neue Rolle.“

„Ah!“ meinte der Fabrikant interessiert.

„Ja. Die Iza im Fall Clemenceau. Ich habe die Rolle vor fünfzehn Jahren kreiert. Jetzt spiel' ich nicht mehr Komödie.“

„Ah“, sagte der Fabrikant zum zweitenmal, der nicht unhöflich sein wollte.

Die Mutter der Schauspielerin setzte neuerlich das Lorgnon auf und betrachtete den Gast mit einem

Digitized by Google

interessierten und leutseligen Lächeln. Dann bemerkte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben:

„Ihr Sohn ist ein sehr netter junger Mann!"

Herr Pfeifer verneigte sich.

Die Tochter trat ein. Eine anmutige, zierlich üppige Blondine mit großen, lasurblauen, klaren Augen und einem rosigen Teint, der noch nicht zu sehr unter der Schminke gelitten hatte. Mit einer raschen Bewegung trat sie auf Herrn Pfeifer zu und streckte ihm mit bezaubernder Herzlichkeit die schlanke Hand entgegen.

Und Herr Pfeifer, der hergekommen war, Grobheiten zu sagen, verneigte sich bis zur Erde.

Dann erinnerte er sich seiner Mission.

„Mein Sohn", begann er etwas unsicher. „Mein Sohn läßt sich den Damen empfehlen... "Sofort fiel ihm ein: Das ist zu dumm, ich richte ihnen noch Empfehlungen aus, und etwas härter fügte er hinzu: „Er ist gestern nach England gefahren."

„Ah!" fragte die schöne Rolla lächelnd. „Auf längere Zeit?"

Digitized by Google

„Auf längere Zeit.“

„Das ist sehr gut“, sagte die Schauspielerin sichtlich befriedigt. „Ich war mit seinem Englisch nie recht zufrieden.“

„Na, Gott sei Dank!“ dachte der Fabrikant. „Die nimmt es leicht.“

Aber Mama benützte sofort die Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu zeigen und flötete:

„He spoke very badly indeed.“

„Oh yes“, sagte Herr Pfeifer. Er sah die Notwendigkeit ein, zur Sache zu kommen, suchte nach einem Übergang, und da er keinen fand, sagte er schließlich mit der ganzen Taktlosigkeit, deren er in entscheidenden Momenten fähig war:

„Es freut mich, meine Damen, daß Sie die Abreise meines Sohnes so leicht nehmen. Bei den Beziehungen, die zwischen ihm und Ihnen bestanden haben, war dies nicht vorauszusehen.“

Aber da kam er schön an.

„Beziehungen?“ fragte die Mutter streng.

Und die Tochter, gekränkt: „Beziehungen?“

„Ich meine“, meinte Herr Pfeifer verlegen. „Ich meine, daß er Sie heiraten wollte.“

Digitized by Google

Die Mutter der Schauſpielerin begann herzhaft zu lachen. „Wo denken Sie hin, beſter Herr Kommerzialrat?“ fragte ſie. „Ich verheirate Rolla nicht. Ihr Beruf iſt die Bühne. Dasſelbe habe ich geſtern dem jungen Grafen Landskron geſagt.“

„Nun, um ſo beſſer!“ ſagte Herr Pfeifer gefaßt. Aber eigentlich verdroß es ihn bitter, daß er, der hergekommen war, Grobheiten zu ſagen, nun gar noch einen Korb nach Hauſe tragen mußte.

Er wollte aufſtehen, aber die Damen, die ſich einzubilden ſchienen, daß er gekommen war, um ihnen einen Beſuch zu machen, nötigten ihn zu bleiben.

„Sie ſind Kaufmann?“ fragte die Mutter, um das Geſpräch in Gang zu bringen, indem ſie neuerlich das Lorgnon aufſetzte, das ſie zum Sprechen zu benötigen ſchien. Herr Pfeifer ſagte etwas beſchämt „Ja“. Aber die erfahrene Frau begann ſofort den Kaufmannsſtand aufs lebhafteſte zu verteidigen. Die Tochter ſtimmte zu. Mit jener Geſchicklichkeit der Weltdamen, die auf den Neuling ſo angenehm wirkt, wußten die beiden Frauen das Geſpräch im Nu auf ein Gebiet zu ſpielen, wo Herr Pfeifer etwas zu

Digitized by Google

reden wußte. Er begann sich behaglich zu fühlen, kreuzte die Beine, lehnte sich im Fauteuil zurück und fing in seiner nicht ganz einwandfreien, aber nicht eben unangenehmen Art zu plaudern und zu scherzen an. Die beiden Frauen lachten mit dem willigen Lachen der Schauspielerinnen, das den Unerfahrenen verführt. Insbesondere Rolla lachte bezaubernd. Und bei dieser Gelegenheit bemerkte Herr Pfeifer, daß sie prachtvolle Zähne hatte.

Die Stimmung wurde animierter. Rolla bot auf Geheiß der Mutter ein Likörchen an, man ließ den Abwesenden leben. Rolla sagte neckisch: „Man sieht es Ihnen eigentlich wirklich nicht an, daß Sie einen erwachsenen Sohn haben", und schaute ihn mit ihren schönen Augen an.

Papa Pfeifer verneigte sich, bis in die Seele geschmeichelt.

Wirklich, er hatte sich die Sünde nicht so verführerisch vorgestellt.

Jedenfalls brachte er es angesichts von so viel Bildung und feiner Erziehung nicht übers Herz, mit seinen Abfindungsvorschlägen herauszurücken. Anderseits aber wollte er sich gerade diesen Damen gegen-

Digitized by Google

über, die augenscheinlich nicht darauf angewiesen waren, nicht schmutzig zeigen. Im Gegenteil, ein Bedürfnis, generös zu sein, überkam ihn. Er nahm sich vor, von der Quittung gar nichts zu reden und Rolla einen schönen Schmuck zu kaufen. Sie sollte sich späterhin nicht ungern erinnern an L. Pfeifer und Sohn.

„Sie besuchen uns doch wieder einmal?" fragte die Mutter, als der Fabrikant sich endlich empfahl.

„Ich werde nicht verfehlen", sagte der Vater, bemüht, sich nobel auszudrücken, und küßte die entgegengestreckte Hand der Dame. Aber zur Tochter, die ihn mit ihren entzückenden, lasurblauen Augen ununterbrochen lächelnd anschaute, sagte er mit einer plötzlichen Anwandlung von Zynismus, wie ihn gutgelaunte ältere Herren zu haben pflegen:

„So ein junges Mädel, wie Sie, sollte unsereins eigentlich auf den Mund küssen dürfen."

„Das dürfen nur ganz alte Herren", sagte die Naive schlagfertig und hielt ihm den Mund hin. Aber Pfeifer Senior rief lebhaft: „Nein, nein, um den Preis nicht!" und sie, mit berufsmäßig leuchtenden Augen: „Sie sind auch wirklich noch nicht alt genug.."

Digitized by Google

Um zwanzig Jahre jünger eilte Herr Pfeifer die Treppe hinab. „Verfluchter Kerl!“ murmelte er mehrmals vor sich hin, des verreisten Sohnes gedenkend, und schnalzte mit der Zunge. Dann, auf dem Weg nach Hause, lächelte er die ganze Zeit still vergnügt vor sich hin, wie man nach einem feinen Souper in angenehmer Gesellschaft lächelt, wenn man etwas Champagner im Kopfe hat.

Heiter und ein bißchen zerstreut trat er seiner Frau gegenüber.

„Nun?“ fragte diese angstvoll, indem sie sich hütete, ihm in die Nähe zu gehen, bevor er die Kleider gewechselt hätte. „Nun, wie war sie?“

„Wie sie alle sind“, sagte Herr Pfeifer sich besinnend und hörte zu lächeln auf.

Frau Amalie schaute ihn an.

*

Zwei Tage später erhielt der Fabrikant ein feines perlgraues Briefchen, das er ganz instinktiv vor seiner Frau versteckte. Später im Kontor erbrach er es und fand sich einem grauen Kärtchen gegenüber, dessen eine Hälfte ein sezessionistisches hochgegürtetes

Digitized by Google

und verbogenes Dämchen einnahm, das mit weißen Rosen vergnügt Fangball spielte, während auf der anderen Seite ein paar Zeilen und das Wörtchen „Rolla“ seine Aufmerksamkeit fesselte.

Rolla erlaubte sich, dem Fabrikanten und seiner Frau zwei Billette zu ihrem nächsten Auftreten als Iza zu senden.

Herr Pfeifer fand es für angezeigt, seiner Frau von dieser Einladung gar nichts zu sagen. Aber er selbst ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Person, wie er sie einmal genannt hatte, auf der Bühne zu sehen.

Er war entzückt. Unerfahren, wie er in Kunstfragen war, überschätzte er kritiklos das nette Talent der Schauspielerin, das zum großen Teil in ihrer Jugend und natürlichen Anmut bestand. Allein er sah in ihrer Toilette Genie, in ihrer Schönheit Kunst, in ihrem Lächeln schöpferische Begabung.

Einem Geschäftsfreunde gegenüber, den er im Theater traf, äußerte er so beiläufig, daß er Fräulein Rolla persönlich kenne. „Wirklich?“ fragte der gute Mann in scheuer Bewunderung.

Digitized by Google

Dieſes „Wirklich“ hatte Herrn Pfeifer gerade noch gefehlt. Schon war er förmlich ſtolz darauf, die Perſon zu kennen, deretwegen er ſeinen Sohn zwei Tage früher geohrfeigt hatte.

Um ſich zu revanchieren einerſeits und anderſeits um ſeinen Gefühlen Ausdruck zu geben, kaufte er einen viel ſchöneren Schmuck, als er anfänglich beabſichtigt hatte, und trug ihn am nächſten Sonntag perſönlich zu Rolla.

„Von meinem Sohn“, ſagte er entſchuldigend, als die Schauſpielerin die Augenbrauen erſtaunt in die Höhe zog.

Rolla bewunderte den ſchönen Schmuck, aber ſie zögerte, ihn anzunehmen. Es waren ein Paar Ohrgehänge, Brillanten, zuſammen ſicher ihre tauſend Kronen wert. Mama kam herein, und Rolla fragte ihre Mutter um Rat, ob ſie den Schmuck behalten dürfe.

Mama zog die Augenbrauen gleichfalls hoch und muſterte den jugendlich errötenden Herrn Pfeifer, nahm die Brillanten, ging damit zum Fenſter, hauchte die Steine an, ſchaute mit eingekniffenem Auge durch, und legte ſie ſchließlich auf weißes Papier, um ſie

Digitized by Google

auf ihr Wasser zu beurteilen. Nachdem sie sich auf diese Weise vergewissert hatte, daß die Steine echt seien, gab sie sie Rolla zurück und sagte: „Das darfst du nicht annehmen."

Aber der Fabrikant wußte so demütig zu bitten, daß zwar Rolla nicht, wohl aber die Mutter die Steine schließlich doch annahm. „Um Emil nicht zu kränken", wie sie sagte.

Erleichtert begann der Kommerzialrat nunmehr von seinen eigenen Angelegenheiten zu sprechen: Von dem gewaltigen Eindruck, den Rollas Darstellung auf ihn gemacht habe, von der Zukunft, die er ihr prophezeie usw. Er tat dies schüchtern und vorsichtig, von dieser beständigen Furcht des Ignoranten, sich zu blamieren, gequält. Aber Rolla, weit entfernt, ihn seine Minderwertigkeit fühlen zu lassen, hörte ihm vielmehr andächtig zu wie einem erfahrenen Kritiker und sagte, als er endlich fertig war, mit einem bezaubernden Seufzen und Augenaufschlag: „Wenn ich Ihnen nur gefallen habe."

„Sie ist so bescheiden", kommentierte Mama, deren einzige Aufgabe, seit sie sich von der Bühne

Digitized by Google

zurückgezogen hatte, darin bestand, die Tochter zu inszenieren.

Um sich für den Schmuck zu revanchieren, lud man Herrn Pfeifer zu einem intimen Souper ein, und um sich für dieses reizende Souper zu revanchieren, machte der Fabrikant den Damen am nächsten Sonntag wieder einen Besuch. Und je öfter er kam, desto besser gefiel ihm Rolla.

Herr Pfeifer hatte nie im Leben geliebt, wie dies bei den meisten Dutzendmenschen der Fall ist. Seine Frau hatte ihm gefallen, aber geheiratet hatte er sie ja doch nur, so wie ein Kaufmann einen Schluß macht, in einer Ware, die ihm paßt, und an der er zu verdienen hofft. Und da er sie nun einmal geheiratet hatte, so blieb er ihr auch treu, weniger aus Überzeugung, als aus Gewohnheit, so wie man der Zigarrensorte treu bleibt, die man in seiner Jugend geraucht hat. Allein es gab auch noch andere Zigarren, feine, importierte Ware.. Er begann sich allen Ernstes zu dem Geschmack seines Sohnes zu bekehren.

Er, der nie im Leben erfahren hatte, welche Macht weiblicher Reiz, Feinheit, Zierlichkeit und Geist besitzen, mußte dem Zauber der schönen Rolla um so

rascher unterliegen, als es in seinem Leben Herbst werden wollte, und er keine Zeit mehr zu verlieren hatte.

Und er unterlag wirklich. Er liebte Rolla, liebte sie mit dieser traurigen, hingebenden, uninteressierten und beinahe väterlichen Liebe, mit der man zum ersten und letzten Male liebt, mit jener kindischen und närrischen Liebe, die den halbwüchsigen Jünglingen ihre kleinen Gedichte, und den alternden Herren ihre großen Dummheiten eingibt.

Er begann, seine ganze freie Zeit bei der Schauspielerin zu verbringen, und da das Geschäft ohnehin von selbst ging, so hatte er viel freie Zeit. Wenn sie auftrat, war er im Theater, und an schönen Sonntagen stellte er den Damen seinen Fiaker zur Verfügung, glücklich, wenn sie ihn auf einen Ausflug mitnahmen. Dann saß er der Rolla gegenüber und schaute ihr in die schönen, lasurblauen Augen, und der Wagen rollte, und sein Herz, das kollerig geworden war, tanzte in seiner Brust übermütig wie ein junges Pferd, jeden Augenblick bereit, durchzugehen und ein großes Unglück anzurichten.

In dem Bestreben, alle Steine von ihrem Lebens-

Digitized by Google

wege wegzuräumen, hätte Papa Pfeifer gern auch materiell für Rolla gesorgt. Allein in dieser Beziehung verstand die Schauspielerin, obwohl sie nur eine Person war, keinen Spaß. Glücklicherweise war Mama nachsichtiger, und tat dem Fabrikanten wie seinerzeit dem Sohne des öfteren den Gefallen, sich etwas von ihm auszuleihen. Auch sie ließ sich nichts schenken, nahm vielmehr alles nur geliehen, und zwar auf hohe Zinsen, die sie selbst festsetzte. Allerdings zahlte sie dann weder Kapital noch Zinsen. Auch mußten solche Geschäfte vor der strengen Tochter ängstlich geheim gehalten werden. So hatte Herr Pfeifer den doppelten Nachteil, daß man ihn brandschatzte, und daß er nicht einmal Dank dafür hatte. Aber so geht es allen alten Herren, die jung empfinden.

Mama war auch diejenige, die zuerst den Vorschlag machte, den Fabrikanten zum Schneider mitzunehmen, wenn Rolla etwas Neues bekam, eine Auszeichnung, die früher der Sohn genossen hatte. Herr Pfeifer wußte sie nichtsdestoweniger zu schätzen und half den Damen mit großem Eifer bei der Auswahl neuer Stoffe und Schnitte, und zwar in der Art, daß er immer dasjenige lobte, was auch den Damen gefiel,

Digitized by Google

so daß er sich mit der Zeit unentbehrlich machte. Diese Besprechungen fanden gewöhnlich beim Konfektionär Regensburger statt, bei dem Rolla seit jeher arbeiten ließ. Aber da die Schauspielerin, auf ihre Gage angewiesen, sehr sparsam war und sich oft zu einer schönen Toilette nur deshalb nicht entschließen konnte, weil sie zu teuer war, so kam Papa Pfeifer auf einen ingeniösen Einfall. Eines Tages nahm er seinen Freund Regensburger beiseite und sagte ihm, er solle Rolla jedes Kleid um die Hälfte des Verkaufspreises anrechnen, die andere Hälfte nehme er auf sich. Und der joviale Regensburger lachte und sagte mit eingezwickten Augen, indem er dem Kommerzialrat kollegial auf die Schultern klopfte:

„Ganz recht, so hat's der Herr Sohn auch gemacht."

*

Frau Amalie war eine ungemein dumme Frau. Aber so dumm, daß ihr die Veränderung, die mit ihren Gatten vorging, auf die Dauer entgangen wäre, war sie doch nicht. So dumm war sie nicht, daß sie nicht bemerkt hätte, daß er wie ein Junggeselle lebte,

Digitized by Google

die Abende außer dem Hause verbrachte, um vier Uhr aus dem Bureau forteilte, daß er, der immer zu Hause gesessen hatte, nun jeden Sonntag Ausflüge machte, daß er sich einen neuen Operngucker anschaffte, den Bart veränderte, seine Taschentücher parfümierte, und vor allem sie, Amalie, sein eheliches Weib, scheußlich vernachlässigte — so dumm, um dergleichen nicht zu bemerken, ist keine Frau.

Wie sie den wahren Sachverhalt herausbrachte, bleibt demungeachtet ein Rätsel. Tatsache aber ist, daß sie eines Tages dem Söhnchen, das aus England lamentable Briefe schrieb, ein Schreiben schickte, in dem stand, daß er nur in Gottesnamen heimkehren möge, sie wolle es schon bei Papa verantworten.

Emil ließ sich das nicht zweimal schreiben. Fünf Tage nachher fuhr er beim Vaterhause vor zum nicht geringen Entsetzen des Herrn Papa, der gar nicht begreifen konnte, wo der Bengel die Frechheit hernahm, ohne seine Erlaubnis zurückzukommen.

„Mama hat mir geschrieben," sagte Emil.

Und Papa Pfeifer: „Das sieht dir ähnlich," mit einem wütenden Blick auf seine Frau, die, wie immer, wenn er böse wurde, vorsichtig schwieg.

Digitized by Google

Aber am Abend, als er mit seiner Frau allein war, fing Herr Pfeifer von neuem an, seinem Unwillen Luft zu machen. Und gewohnt, sich keinen Zwang anzutun der Frau gegenüber, die sich von jeher alles gefallen ließ, redete er sich immer tiefer in seine Wut hinein, bis er schließlich in heilloser Weise zu schimpfen begann, daß sie den Jungen verderbe, daß sie sein Unglück bewerkstellige, daß sie eine Kuh sei, ein Karpfen, eine dumme Gans.

Noch immer schwieg Frau Amalie sanftmütig, und diese Ruhe brachte den Gatten nur noch mehr auf. Nachdem er sie eine geraume Zeit hindurch alles geheißen hatte, was man eine Frau, mit der man fünfundzwanzig Jahre verheiratet ist, heißen kann, stellte er sich zuletzt vor sie hin und schrie:

„Und wie, wenn er an dieser Person hängen bleibt?"

Sofort versetzte Frau Amalie:

„So ist mir das noch immer lieber, als wenn du an ihr hängen bleibst," wobei sie dem Herrn Gemahl tief und fest in die wütend aufgerissenen Augen schaute.

Digitized by Google

Herr Pfeifer verſtummte jählings. Und nun hörte man eine geſchlagene Stunde lang nur noch die Stimme der ſanften Frau Amalie.

Digitized by Google

Nach Jahren

Digitized by Google

Plötzlich, nach Jahren, sahen sie einander wieder. Im Theater, während des Zwischenaktes, mit fremden, gleichgültigen Menschen plaudernd, waren sie, ohne es zu wissen, eins in die Nähe des andern geraten, und seine Hand streifte im Vorübergehen ihren Arm.

„Pardon!“ sagte er, hob unwillkürlich den Blick und erkannte die Geliebte von ehemals. Im gleichen Augenblick erkannte sie ihn.

Drei, vier Sekunden standen sie einander gegenüber, mit weitgeöffneten Augen, ohne zu grüßen. Und sie betrachteten sich wechselweise.

Sie war etwas voller geworden, etwas größer, viel sicherer, viel klarer, viel schöner vielleicht wie damals, aber lange nicht mehr so hübsch.

Er war schlanker geworden, größer, ernster und war sehr fein und modisch gekleidet. Er war blaß und trug einen Kneifer vor den Augen, die sich getrübt zu haben schienen. Ein junger Bart umrahmte sein Gesicht, das hager geworden war. Und über der Stirn, die

Digitized by Google

gewachsen war, schien das früher lockige dunkle Haar sich in der Richtung gegen den Hinterkopf zurückziehen zu wollen. Es war der Beginn einer Glatze.

„Guten Abend!“ sagte sie, die zuerst den gesellschaftlichen Ausdruck dieses Wiedersehens fand. „Wie geht es Ihnen immer?“

Er trat an ihre Seite, plauderte in ein paar belanglosen Sätzen. Dabei schaute er sie unverwandt an und drehte an seinem Schnurrbart. Plötzlich fragte er: „Warum sagst du mir eigentlich ‚Sie‘?“

Sie lachte, entschuldigte sich. Dann streckte sie ihm die Hand entgegen: „Auf Wiedersehen,“ sagte sie, „ich muß zu meiner Gesellschaft zurück.“

Acht Tage später, an einem Sonntag, erwartete er sie vor dem Rathaus, genau wie ehemals, damals vor drei, vier Jahren, in jenem Frühling, als er noch Student war, sie eine kleine Modistin.

Er wartete ruhig, indem er seine Zigarre rauchte und gleichmäßig auf- und niederschritt, ohne alles Herzklopfen. Und wenn ihm jemand unvermutet die Hand auf die Schulter gelegt und gefragt hätte: „Wieviel ist 9 mal 17?“ er hätte es sofort und ohne Zögern klar und sicher ausgerechnet.

Digitized by Google

Es fiel ihm ein, wie ganz anders er in jenem Frühling auf sie gewartet hatte. Er machte ein elegisches Gesicht; dann fiel ihm ein, daß es dumm sei, derartige Vergleiche anzustellen, und er lächelte traurig.

Aber seine Gedanken kehrten, ihm selber lästig, immer wieder zu jener Zeit zurück. Und er erinnerte sich, ohne es zu wollen, jener herben Frühlingstage, auf die wärmere Maitage folgten, jener ersten Tränen, ersten Küsse, jener ungeschickten Zärtlichkeiten einer ersten Liebe. Und er dachte zurück an die Plätze und Gärten, wo er mit ihr Rendezvous gehabt, an die dunklen Gassen, durch die sie Arm in Arm gewandert, an die Blumen, die er ihr gebracht, an die Briefe, die sie ihm geschrieben hatte, an die Ausflüge, die sie miteinander unternommen in die frühlingshaft geputzte Umgebung, Schönbrunn vor allem, das Tivoli, die Bank auf der Gloriette .... „Ach!“ sagte er. „Ist das weit! Ist das weit!“

Sie kam, wie immer, um eine Viertelstunde verspätet. Sie begrüßten sich, wie es wohlerzogene Leute tun. Er schaute sie an und bemerkte, daß sie Puder aufgelegt hatte. Das gab ihrem Gesichte einen fremden Ausdruck und verstimmte ihn.

Digitized by Google

Sie trug einen braunen Skunks, vorne unter dem Kinn zusammengehalten durch einen kleinen Raubtierkopf mit kleinen, blitzenden, schwefelgelben Glasaugen, einem roten Rachen und schneeweißen, spitzen Porzellanzähnen, die sich in das Pelzwerk einhackten. Auch sonst war sie sehr comme il faut gekleidet. Sie hatte einen eleganten Hut, einen feinen, französischen Schleier, Glacéhandschuhe, einen Schirm, so schlank wie ein Stock. Ihr schwarzes Kostüm saß ihr tadellos. Das alles befremdete ihn, der immer an das verschossene blaue Kleid aus jener Zeit denken mußte. Anderseits war es ihm angenehm, sie elegant zu wissen, für den Fall, daß man Leuten aus der Gesellschaft begegnen sollte.

Er wußte nicht genau, welchen Vorschlag er ihr in bezug auf den Nachmittag machen sollte. Sie kam ihm zuvor und sagte, wie man etwas sagt, das zu sagen man sich lange vorgenommen hat:

„Fahren wir nach Schönbrunn!“

Er sah überrascht auf. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Sie lächelte.

Sie mußte sehr viel Mut haben, um jene Erinnerungen heraufzubeschwören, sehr viel Selbstver-

Digitized by Google

trauen, um jene Vergleiche herauszufordern. Aber wenn sie es wollte!

Er sagte lustig: „Fahren wir!“ Sie gingen rasch bis zur nächsten Stadtbahnstation.

Als er die Karten löste, fiel ihm ein, daß dies eine Neuerung sei. Damals mußte man einen Wagen nehmen, um nach Schönbrunn zu kommen, oder man mußte über eine Stunde mit der Pferdebahn fahren. Jetzt fuhr man in fünfzehn Minuten mit der Stadtbahn hinaus. Es kam ihm in den Sinn, wie viel einfacher das jetzt sei. Auch daß es jetzt viel billiger sei, fiel ihm ein.

Es war ein Wintertag. Die Coupés waren geheizt, die Scheiben weiß wie Milchglas. Im Tivoligarten glitzerte der Schnee wie Glassplitter und knirschte unter ihren Tritten wie ein feiner Sand. Die hohen alten Bäume erschienen schwarz in der sie umgebenden Helligkeit, und wie ein feinmaschiges schwarzes Netz zeichneten sich die weitverästelten Kronen vom weißen Winterhimmel ab. Schneekrönchen lagen auf den größeren Ästen. Manchmal schauerten die Bäume, als frören sie plötzlich, dann raschelten große Schneeflocken durch das Geäst. Ein paar Raben flogen krächz-

Digitized by Google

zend vorüber und ließen sich auf dem weiten Schneefeld zur Linken nieder. Das Fräulein hielt den Zipfel der bereiften Boa vor den leichtdampfenden Mund.

Das Restaurant war geheizt. Glücklicherweise waren auch nicht viel Gäste hier, die gestört hätten. Man nahm in einem Eckchen Platz, bestellte Tee und Bäckerei. Sie legte langsam ab, er war ihr höflich behilflich. Als sie das schwarze Jäckchen auszog, kam eine majestätische Seidenbluse zum Vorschein, die sich bescheiden unter dem anspruchslosen Jäckchen verborgen und klug den Augenblick ihres glänzenden Erscheinens abgewartet hatte. Die erwartete Wirkung blieb nicht aus.

„Teufel!" dachte er. „Woher hat das Mädel auf einmal so kostbare Sachen?" Dann fiel ihm ein, daß ihn das doch eigentlich nichts mehr anginge. Und er wies sich selber in die Grenzen seiner Kompetenz zurück.

Sie legte langsam die tadellos weißen Glacéhandschuhe ab (damals waren es Zwirnhandschuhe), und einige glitzernde Ringe leuchteten auf ihren weißen Händen, die früher ohne Schmuck gewesen.

„Ich lern' jetzt singen," sagte sie, gleichsam erklärend, „ich geh' zur Bühne."

„So," sagte er; nach einer Weile fügte er hinzu: „Und ich bin jetzt Spitalsarzt — 80 K monatlich."

„So," sagte sie. „Das ist nicht viel."

Allmählich wurden sie wärmer, tauten mählich auf. Der dampfende Tee tat seine Wirkung, und ihre Augen begannen zu glänzen. Damals allerdings, in jener Zeit, an die man immer und immer wieder denken mußte, hatten diese Augen auch ohne Tee geglänzt.

Und instinktiv: wie um sich selbst zu berauschen und über die geheime Trostlosigkeit dieser Stunde hinwegzutäuschen, begannen sie in ihren Liebeserinnerungen zu wühlen, dies und jenes Stück aus dem verstaubten Schatz herauszugreifen und es sich triumphierend zu zeigen.

Das war ein „Erinnerst du dich?" ohne Ende, und sie waren bemüht, einander in den kleinsten und unbedeutendsten Erinnerungen zu überbieten.

„Erinnerst du dich," sagte er, näherrückend, „an den steinernen Tisch in dem kleinen Rondeau rechts unterhalb der Gloriette?"

„Gewiß erinnere ich mich," erwiderte sie, „das war ja immer unser Lieblingsplatz. Es besteht nur

Digitized by Google

ein einziger Zugang zu dieſem Plätzchen und man ſieht die Leute von weitem kommen. So kann man nicht überraſcht werden."

„Und einmal," ſetzte er fort, „ſpielten wir dort Fangen: wie zwei Schulkinder..."

„Oder wie Fauſt und Gretchen," warf ſie ein.

Der Vergleich war ihm unangenehm. Sie hatte damals noch nicht gewußt, daß Fauſt und Gretchen Fangen ſpielen. Es iſt auch nicht nötig, daß man das weiß, dachte er.

„Wie zwei unſchuldige Kinder," wiederholte er langſam. „Einmal ſagteſt du: kannſt du mich heben? Ich ſagte ‚leicht', faßte dich um die Mitte, hob dich hoch auf und ſtellte dich auf den ſteinernen Tiſch. Du hatteſt eine Furcht zu fallen, wie ein dreijähriges Kind."

„Hopſa!" ſagte ſie und ſprang in der Erinnerung vom ſteinernen Tiſch herunter. „Aber erinnerſt dich noch an die Affen in der Menagerie? Gott, waren die komiſch!"

„Alles war damals komiſch," ſagte er ernſt, „die ganze Menagerie. Vor allem aber die Bären! Erinnere dich nur an den Bärenzwinger! Du wollteſt dich krank

Digitized by Google

lachen, als du davor ſtandeſt: Wie Meiſter Petz, in ſeinem weiten braunen Pelz, gravitätiſch und ruhelos im Käfig auf und nieder lief, ohne ſich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, als hätte er Gott weiß was Wichtiges zu beſorgen! Und wie er mit ſeinen geſcheiten Äuglein nach deiner Semmel blinzelte und wie er dann mit ſeinen krummen Pratzen die Bröcklein unter allerhand Liſten aus dem Waſſerbaſſin herausfiſchte und erfreut verſpeiſte ... Das alles machte dich lachen!"

„Ja," ſagte ſie, „ich weiß eigentlich nicht, was daran ſo komiſch war."

„Ich eigentlich auch nicht!" ſagte er müde und ſchloß einen Moment die Augen.

Und mit einem Male, er wußte ſelbſt nicht, wie es gekommen war, hatte er die blühende Kaſtanienallee vor Augen, die zur Menagerie führte. Und er ſchritt wieder dieſen Weg über den leuchtenden Kies, der leiſe knirſchte, an der Seite ſeiner jungen, roſigen Geliebten, die ein lavendelblaues Kleid trug mit einem weißen Einſatz um den Hals. Und in dem ſtrotzenden dichten Laub der hohen Bäume prangten die zierlichen Blütendolden wie kleine, grüne, vielarmige Leuchter-

Digitized by Google

chen, an deren Enden die Kastanienblüten wie weiße und rote Flämmchen brannten. Und eine seidene Luft strich langsam vorüber.

„Woran denkst du?“ sagte sie leise und tippte ihn auf die Hand. Und dann, um etwas zu reden: „Erinnerst dich auch noch an den Polarfuchs? Der hat dir ja immer so leid getan.“

„Ja,“ sagte er lächelnd, „der arme Fuchs! Ich habe noch immer das Bild vor Augen, wie wir ihn damals schlafend überraschten. Er war am Rande seines Käfigs eingeschlummert, den weißen Kopf auf den Pfoten und zwischen den Zähnen hielt er einen eisernen Gitterstab seines Käfigs. Ich wette, er träumte damals von der Freiheit.“

„Warum hat er dich eigentlich gedauert?“

„Weil er von der Freiheit träumen mußte und noch im Schlafe in die Wände seines Kerkers biß. Ich konnte mich so gut hineindenken in diese kleine Fuchsenseele. Er sitzt da in einem schönen Käfig, der arme Kerl, kriegt zu fressen und zu trinken, lebt herrlich und in Freuden und in der allerschönsten Gegend. Und doch — ihm ist nicht wohl. Er sehnt sich nach großen Fröſten, nach endlosen Schneefeldern, nach

Digitized by Google

Abenteuern und Entbehrungen... Ich kann ihm das nachfühlen. Ich hab' mich auch nie lange in einem Käfig wohl gefühlt, weißt du, und wenn ich's noch so gut hatte..."

„Ich weiß," sagte sie mit einem traurigen Lächeln.

Er wurde sich der Beziehung bewußt, die sie in seine Worte legte, schaute auf und lächelte spöttisch. Dann seufzte er wieder. Und in diesem Seufzer lag die ganze Dissonanz zwischen einst und jetzt, zwischen dem blühenden Gestern und dem frostigen Heut. Er begann sich Vorwürfe zu machen. Warum war er mit ihr da heraus gefahren! Welche Idee, an einem Wintertag nach Schönbrunn zu fahren! Und überhaupt....! Nun ärgerte er sich, daß er sich ihr wieder nähern hatte wollen. Auch sie ärgerte sich, daß sie ihm wieder ein Rendezvous gegeben hatte. Sie hätte stolz sein sollen! Die Toten kann man nicht wieder erwecken. Und auch eine rosenrote Liebe kann sterben, stinken, verwesen. Sie sahen es jetzt beide ein.

Einige peinlich schweigsame Minuten folgten, während deren sie mit dem Teelöffelchen klimperte, er den Rauchwolken seiner Zigarette verdrossen nach-

Digitized by Google

ſtarrte. Plötzlich wandte er ſich um und rief „Zahlen“, ſo laut, daß ſie erſchrak.

„Wir gehen doch?“ fragte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Aber gewiß!“ beeilte ſie ſich zu verſichern und tat, wie wenn ſie Gott weiß was zu verſäumen hätte.

Als ſie die Tür öffneten, fiel ein rauher Nordwind herein, der ſie beide unwillkürlich erbleichen ließ. Es begann bereits zu dämmern.

„Gehn wir durch den Park?“ fragte er, obwohl er in dieſem Augenblick nicht die geringſte Luſt hiezu verſpürte. Aber er glaubte, ihr das ſchuldig zu ſein.

„Wenn du willſt,“ ſagte ſie mit ihrem blaſſen Lächeln und ſchritt voran, dem weiter oben gelegenen Parktor zu.

Er folgte ihr und betrachtete den feinen Umriß ihrer Geſtalt, die ſich ſcharf und ſchwarz von dem weißen Schneegrund abhob. „Hübſch iſt ſie ja eigentlich noch immer,“ dachte er, „und das iſt doch ſchließlich die Hauptſache...“ Er holte ſie ein, ſchob ſeinen Arm unter den ihren. Sie ließ es traurig geſchehen.

Als ſie oben angelangt waren, fanden ſie das

Digitized by Google

Tor verſchloſſen. Ein Poſtenführer patrouillierte eben vorüber. Der junge Mann rief ihn an:

„Sie, Soldat, kann man da nicht hinein?“

„Das Tor iſt im Winter geſperrt!“ rief der Soldat, ohne ſeinen Rundgang zu unterbrechen.

„Siehſt du,“ lächelte ſie traurig, „das Tor iſt geſperrt. Wir müſſen umkehren...“

„Ja,“ ſagte er gewaltſam heiter, „da kann man nichts machen.“

Und wieder ſchwiegen ſie.

Nach einer Weile ſagte ſie, auf einen letzten Widerſpruch hoffend: „Ich fahre nach Hauſe; ich werde erwartet.“

„Ich eigentlich auch,“ erwiderte er, die Uhr ziehend. „Meine Tarokpartie erwartet mich.“

„So!“ ſagte ſie, „Deine Tarokpartie!...“

Und wieder verſtummten ſie. Und langſam, die Augen auf dem Boden, ſchritten ſie den Weg zurück, den Weg ihrer Jugend, den ſie einſt hocherhobenen Hauptes gegangen waren. Nun ſchritten ſie gebückt und fröſtelnd über den Schnee.

Rund um ſie war es Abend geworden. Die Baumkronen verſchwammen in ein einziges großes Dunkel.

Digitized by Google

Der Himmel war im Osten fahl, im Westen bräunlichgelb. Dort ging ein einziger scharfer roter Riß durch die Wolken wie eine schwere Wunde. Und ein schwacher Blutstreifen schien aus dieser Wunde beständig auf die Erde niederzufließen.

Plötzlich, als sie das Gartentor passierten und die trüb bewegte Straße vor ihnen lag, begann sie leise zu weinen.

Er dachte: „Das auch noch!" und runzelte die Brauen. Die Leute schauten sie neugierig an, was die Peinlichkeit der Situation erhöhte. Er liebte es nicht, aufzufallen, sich von gemeinen Leuten anstarren zu lassen. Er sagte: „Ich bitte dich!" und dann nach einer Weile lauter noch einmal: „Ich bitte dich!"

Aber sie weinte immer heftiger. Plötzlich blieb sie stehen und winkte einem Einspänner, der langsam vorüberstolperte. Der Wagen hielt: sie traten heran und der junge Mann öffnete den Schlag, um sie zuerst einsteigen zu lassen. Aber als er folgen wollte, stieß sie ihn heftig zurück: „Laß mich allein!" Und bittend fügte sie hinzu: „Ich bitte dich!"

Digitized by Google

Er ſtand ratlos an dem offenen Schlag. Da ſtreckte ſie die Arme gegen ihn aus, warf ſie ihm über den Hals und zog ſeinen Kopf in das Coupé wie in einer Schlinge. Dann nahm ſie ihm den Hut vom Kopfe, liebkoſte ihn mit einem letzten Blicke, ſtrich ihm ein letzesmal über die bleiche Stirne, auf die ſie einen brennenden Kuß drückte. Und leiſe, demütig ſagte ſie: „Wenn du mich wieder ſiehſt, ſo grüß mich nicht.“

Dann warf ſie den Schlag zu, das Pferd zog an, der Wagen ſtolperte weiter. Er ſah ihm nach, wie er über das ſchwarze Pflaſter holperte, bis er an der nächſten Straßenbiegung in der nebligen Ferne verſchwand. Nun erſt drückte er den Hut tiefer ins Geſicht, wie man tut, wenn man mit einer Sache abgeſchloſſen hat, trat unter ein Haustor, zündete eine Zigarre an und ſchaute auf die Uhr.

Gottlob, es war noch nicht zu ſpät für die Tarokpartie.

Digitized by Google

Die Andere

Digitized by Google

Das iſt das vollkommene Gegenſtück zu dem anderen männlichen Geſchlechts, von dem ich früher einmal zu beweiſen die Ehre hatte, daß er ein Eſel ſei. Analog dachte ich von den geiſtigen Fähigkeiten der anderen nicht eben groß; ja, es gab eine Zeit, wo ich ſie geradezu für eine Gans hielt. Erſt der Verlauf dieſer Geſchichte hat mich eines Beſſeren belehrt.

Ihre Bekanntſchaft verdankte ich meinem Freund Guſtav, einem Univerſitätskollegen, mit dem ich zwar nie in der Univerſität, deſto häufiger aber außerhalb dieſer zuſammentraf, woſelbſt wir manchen guten Abend miteinander verbrachten. Er war ein hübſcher, eleganter und lieber Menſch und hatte eigentlich nur einen Fehler, daß er manchmal ein bißchen ſentimental war. Zwei- bis dreimal im Monat fühlte er ſich ſehr unglücklich. Nun, das genierte mich nicht weiter. Aber im fünften Semeſter verliebte er ſich auf einem Ball in eine gewiſſe Kitty, die ich übrigens gar nicht kannte. Ich weiß nur, daß ſich ſein Gemütszuſtand um dieſe Zeit bedenklich verſchlimmerte. War er

Digitized by Google

früher ab und zu unglücklich gewesen, so war er nun in gewissen Fristen geradezu verzweifelt. Das war mir um so unangenehmer, als Gustav die Gewohnheit angenommen hatte, mich gerade, wenn er am verzweifeltsten war, zu besuchen. Sechs Tage war er der heiterste Mensch, da sah ich ihn nicht, aber wenn er am siebenten weinte, so kam er unfehlbar zu mir, sich die Tränen trocknen zu lassen. Vergebens schaffte ich mir ihm zuliebe schlechtere Zigarren an, er bemerkte es zwar in seiner Verzweiflung, wenn ich ihm statt einer Trabuko eine Portoriko anbot, aber er kam trotzdem. „Wozu hat man seine Freunde," sagte er, „als um sich bei ihnen Rats zu erholen!" Nun, wenn ein Mensch zu mir kommt um einen Rat, der kommt nie vergeblich. Sobald ich nur weiß, um was es sich handelt, gebe ich ihm einen Rat, daß er zufrieden sein kann. So tat ich auch bei meinem Freund. Allemal, wenn er verzweifelt zu mir kam, ließ ich mir zunächst gelassen seine Geschichte erzählen, die immer die gleiche blieb, was um so betrüblicher ist, als diese Geschichte nie neu war. Vielmehr ist sie eine von den ewigen Geschichten, und ich meine, Spuren davon müßten sich schon in der ältesten indischen Literatur

Digitized by Google

nachweisen lassen. Diese Geschichte heißt, um es kurz zu machen: das Mädchen, das man nicht heiraten und nicht vergessen kann. Im gegebenen Falle hieß das Mädchen Kitty, und mein Freund fragte mich mehr als einmal in dieser Sache um Rat. Ich lehnte mich dann jedesmal nachdenklich zurück in meinen Lehnstuhl, blies den Rauch meiner miserablen Zigarre in die Luft, als ob es eine echte Havanna wäre, und exponierte zunächst den Fall. Ich tat dies kaltblütig, schonungslos, beinahe zynisch und nannte alle Dinge bei ihren Namen. Gewöhnlich schloß ich dann mit den Worten: „Lieber Freund, deine Geschichte ist ja eigentlich ungemein einfach. Es ist die Geschichte von dem Mädchen, das man nicht heiraten und nicht vergessen kann. Es gibt nur eine Lösung dieser Frage, eine einzige —"

„Und welche?" fragte mein Freund, begierig, meinen guten Rat zu hören.

„Du mußt sie entweder heiraten oder vergessen."

Und dann pflegte ich aufzustehen und einigemale im Zimmer umherzugehen, in dem stolzen Bewußtsein, einem Freund einen ausgezeichneten Rat gegeben zu haben.

Digitized by Google

Natürlich folgte er nicht und wurde infolgedessen immer unglücklicher. Seine Verzweiflung erreichte einen solchen Grad, daß er es eines Tages nicht mehr bemerkte, als ich ihm eine Portoriko anbot, worauf ich mir „Kurze" anschaffte. Auch erinnere ich mich, daß er an diesem Tage, als ich mich eben wieder anschickte, seinen Fall akademisch zu zerlegen, plötzlich in höchster Erregung aufsprang und mit der Bemerkung „Ich weiß, was ich tue!" davoneilen wollte. Ich stellte mich natürlich vor der Tür auf. „Laß mich!" schrie er. „Um keinen Preis!" sagte ich. Worauf er mir, ruhiger geworden, erklärte, daß er ein Rendezvous habe und deshalb gehen müsse. Er ging denn auch, ohne meinen Rat gehört zu haben. Ich war gekränkt. Aber so sind die Menschen. Undankbar sind sie alle...

Ein paar Tage später begegnete ich meinem Freund auf der Straße, das heißt, um mich genauer auszudrücken, ich begegnete einer schönen, jungen Dame, die sofort meine Aufmerksamkeit auf sich zog, während ich den Herrn, der neben ihr ging, eigentlich gar nicht sah. Der Herr seinerseits tat auch nichts dergleichen, und erst, als das Paar vorübergegangen war und ich, um mir die schöne Dame noch

Digitized by Google

einmal anzuschauen, mich gemächlich umwandte, rief der Herr, den ich noch immer nicht bemerkt hatte, mich heiter an. Nun erst ward ich gewahr, daß es Gustav sei, den ich so unhöflich übersehen hatte. Gustav schien übrigens sehr gut gelaunt, lachte mit dem ganzen Gesicht und winkte mir im Weitergehen mehrmals fröhlich zu. Ich blieb stehen und schaute dem hübschen Paar nach, das heißt, ich will mich nicht besser machen, als ich bin, ich schaute der Angebeteten meines Freundes nach. Denn das war sie ohne Zweifel, diese blühende Achtzehnjährige mit dem Lächeln eines Kindes und den Augen einer Frau, die mich mit einem einzigen Seitenblick im Vorübergehen bezaubert hatte. Die beiden schritten weiter, in froher Bewegung und mit einer absichtlich zur Schau getragenen Zusammengehörigkeit, wie sie Verliebte haben in ihrer guten Zeit. Als sie bei der nächsten Straßenecke abbogen, ging ich endlich weiter, aber nicht, ohne vorher einigemal den Kopf geschüttelt zu haben. Ein schwieriger Fall in der Tat. Ob man diese junge Dame heiraten konnte, wußte ich ja noch immer nicht, aber daß man sie nicht vergessen konnte, erschien mir plötzlich begreiflich.

Digitized by Google

Ein paar Tage nachher begegnete ich meinem Freund wieder. Es war ein schöner, warmer Juniabend, nach einem Regen, einer jener seltenen köstlichen Abende, wo einem das Leben leicht erscheint, wie die Luft, die man atmet, wo alle Menschen, denen man auf der Straße begegnet, spazieren zu gehen scheinen, und alle diese Spaziergänger lächeln, als wäre ihnen soeben ein großes Glück widerfahren. An einem solchen Abend begegnete ich Gustav. Er hatte die tragische Maske vor dem Gesicht, sah bleich und verstört aus, mit einem Wort: verzweifelt. Nachdem er mich stumm und traurig begrüßt hatte, sagte er düster: „Begleite mich." Worauf wir eine Weile schweigend nebeneinander hergingen. Von Zeit zu Zeit schaute ich in sein blasses, tief unglückliches Gesicht. Endlich brach ich das Schweigen und sagte entschlossen: „Du bist ein Rhinozeros!"

Er war nicht ungehalten. Er sagte nur langsam, mit einer leidenden Stimme: „Was weißt denn du!"

Ich sagte: „Ich weiß das," und dann erklärte ich mich näher: „Wenn man eine so reizende Geliebte hat, und man geht herum mit einem Gesicht wie du,

Digitized by Google

dann ist man — es gibt kein anderes Wort — ein Rhinozeros."

„Du kennst Kitty?" fragte er erstaunt.

„Ich habe dich doch unlängst mit ihr getroffen. Sie ist so schön, daß ich dich gar nicht gesehen habe... Erinnerst du dich?"

„Aber das war ja gar nicht Kitty!" sagte er.

„Was?" rief ich. „Das war nicht Kitty? — Ja wer war es denn?"

Er machte eine Pause, lächelte plötzlich und sagte: „Die andere!"

„Die andere?" fragte ich erstaunt.

„So nenn' ich sie," lächelte mein Freund, „im bürgerlichen Leben heißt sie Emma."

Wir waren beim Volksgarten angelangt und traten in die schon dämmrigen, menschendurchrauschten Alleen. Mein Freund zog die Uhr. „Es ist jetzt ein viertel acht," sagte er, „um sieben Uhr hab' ich mit ihr Rendezvous. Komm, setzen wir uns hieher und plaudern wir ein wenig. Sie kann warten."

„Es ist natürlich die andere, von der du sprichst?" sagte ich, indem ich an seiner Seite Platz nahm.

Digitized by Google

„Selbstverständlich," versetzte er, „das ist ja eins der vorzüglichsten Kennzeichen der andern, daß sie warten kann. Ich weiß, sie sitzt jetzt dort drüben am andern Ende dieses Gartens unter den Bäumen, und wartet geduldig, bis ich komme. Wenn wir dann später weitergehen, kannst du dich davon überzeugen. Du wirst sie genau dort, und genau so finden, wie ich es dir beschreibe. Sie wird an einem der kleinen spangrünen Tische sitzen, möglichst nahe dem Eingang, damit sie mich früher erblickt, vor sich eine Portion Eis, das, aus Kummer über mein Zuspätkommen, unberührt zerflossen ist, und mit umflorten Augen regungslos zur Bellaria hinüberschauen, von wo ich dann fünf Minuten später kommen werde, nachlässig, müde, gleichgültig, wie man in eine Gesellschaft geht, in der man sicher ist, sich zu langweilen."

„Du arroganter Kerl," sagte ich, „wenn sie dich langweilt, warum gibst du dich mit ihr ab?"

„Wegen des Gegengewichts!" lächelte er. „Sie ist nämlich ein vortreffliches Gegengewicht. Die andere ist die leibhaftige Kompensation der einen. Wenn ich Emma nicht hätte, wie wär' ich überhaupt imstande,

Digitized by Google

das Glück zu ertragen, das mir die Liebe Kittys gewährt?"

„Erlaube!" sagte ich verdrießlich. „Das alles versteh' ich nicht recht. Was heißt das: die eine — die andere? Numerierst du deine Geliebten, um sie nicht zu vertauschen? Kitty, Emma — ich kenn' mich da nicht mehr aus. Dieses Mädchen, das jetzt dort drüben auf dich wartet, ist es identisch mit jener, die du nicht heiraten und nicht vergessen kannst?"

„Selbstredend ist sie das nicht. Würde ich sonst so gemütlich mit dir plaudern, während sie auf mich wartet? Laß dir doch die Begriffe erklären, sie sind typischer, als du glaubst. Also die, die man nicht heiraten und nicht vergessen kann, das ist die eine. Bei der anderen denkt man keinen Augenblick daran, sie zu heiraten oder gar zu vergessen. Die andere ist in vielem das Gegenstück der einen. Vor allem ist sie wirklich achtzehnjährig, was ja die eine — unter uns — schon lange nicht mehr ist. Hübsch sind sie wohl beide, allein, wäre ich nicht in die eine verliebt, die andere gefiele mir besser. Die andere ist ein Engel an Güte und hat überhaupt nur einen Fehler, allerdings einen unverzeihlichen: sie ist in mich verliebt.

Digitized by Google

Die eine iſt, wenn überhaupt ein Engel, zumindeſt ein ſehr tyranniſcher; ſie hat eine Menge Fehler, und trotzdem bin ich in ſie verliebt. Die andere, ſiehſt du, gibt uns alles und dankt uns dafür, daß wir es nehmen; die eine hingegen verlangt von uns alles und will, daß wir ihr dafür dankbar ſeien. Die eine treibt uns mit ihren Kaprizen zur Verzweiflung, aber wenn wir verzweifelt ſind, dann nimmt uns die andere in ihre ſchönen Arme und tröſtet uns. Und wie ſie tröſtet! Nicht mit einem unausſtehlichen ‚Entweder — oder‘, wie gewiſſe Leute... Nein, ſie kann wirklich tröſten, denn ſie weiß nicht, was mir fehlt. Oder zumindeſt ſpricht ſie nicht davon. Einmal hat ſie wohl trübſelig geſagt: ‚Ich weiß ganz gut, du liebſt eine andere..‘ Da habe ich mit ungeniertem Lächeln geantwortet: ‚Das iſt ſchon möglich, liebes Kind...‘ Da hat ſie raſch ein Tränlein geſchluckt und mich geküßt und nichts mehr über die Sache geredet. So iſt die andere. Ich wollte dir nicht raten, eine derartige Antwort der einen zu geben. Auf der Stelle ſchickt ſie dir deine ſämtlichen Briefe zurück und noch einige dazu. Denn ſie verſteht keinen Spaß, die eine. Sie hat die Macht, und ſie weiß es. Sie beleidigt dich, und

Digitized by Google

dann wartet ſie in größter Seelenruhe, bis du kommſt und ſie um Verzeihung bitteſt. Denn das iſt der Hauptpunkt: mit der andern kannſt du machen, was du willſt, ſie läßt nicht ab von dir, die eine aber macht mit dir, was ſie will, und wird dich doch nicht los. Sie hat mir meine Jugend vergiftet, und darum werde ich ſie nie vergeſſen, nie... Geſtern erſt bin ich ihr wieder begegnet. Du weißt doch, wir waren böſe, oder weißt du es vielleicht nicht?..."

Und der gewiſſenloſe Menſch ſchickte ſich allen Ernſtes an, mir von der einen zu erzählen, während die andere auf ihn wartete.

„Na, weißt du," unterbrach ich ihn, „das geht denn doch zu weit. Du läßt das arme Kind eine halbe Stunde warten. Das iſt nicht ritterlich."

„Ah bah! Ritterlich! Ich war es Kitty gegenüber ſo ſehr, daß ich nachgerade das Bedürfnis habe, mit der Ritterlichkeit ein wenig auszuſpannen. Und übrigens, warum ſoll ſie denn nicht warten? Weiß ſie doch, worauf ſie wartet!..."

„Servus!" ſagte ich indigniert. „Du biſt dein Glück nicht wert...Nein, wenn ich denke, daß es

Digitized by Google

junge Leute gibt, die weder eine eine noch eine andere beſitzen ...."

„Die Beneidenswerten!" hauchte mein Freund und ſchickte ſich an, langſam neben mir die ſchon umdunkelte Allee hinunterzugehen. Aber ſchon nach wenigen Schritten kamen uns zwei Damen entgegen, die ich allerdings kaum bemerkt hätte, wenn mich nicht mein Freund ſo lebhaft in den Arm gezwickt hätte. Nun erſt unterzog ich die jüngere der beiden Damen einer flüchtigen Beſichtigung. Trotz der Dämmerung ſah ich, daß ſie über die erſte Jugend bereits hinaus war, daß ſie einen geſchmackloſen Hut und ein ſchlechtſitzendes Kleid trug und meinen Begleiter mit böſen Gouvernantenaugen von der Seite anſah.

„Kitty", flüſterte er mir entzückt zu und war auch ſchon an der Seite der zweifelhaften Schönen, um ihr, wie ihrer Mama, die ein gereiztes Geſicht machte und von der Begegnung nicht ſonderlich erfreut ſchien, die Hand zu küſſen.

Alſo das war die eine! Ich mußte mitleidig lächeln, um ſo viel war die andere auf den erſten Blick ſchöner und anmutiger. Indeſſen kam mein

Digitized by Google

Freund ſchon wieder zu mir zurück und ſagte mit einer Stimme, die ſein Herzklopfen verriet: „Du mußt mir einen Gefallen tun, lieber Freund. Du mußt mich bei Emma entſchuldigen. Sag ihr, was du willſt, ich kann nicht kommen. Kitty erlaubt mir, ſie zu begleiten.“

Er drückte mir glückſtrahlend die Hand und eilte zu ſeinen Damen zurück, die ihren Schritt verlangſamt hatten. Ich ſah noch, wie ihn Kitty ſofort mit ihrer Jacke belud, Mama mit einem nicht eben kleinen Paket. Und nun trabte er vergnügt neben der einen einher, während ich mich kopfſchüttelnd anſchickte, ihn bei der andern zu entſchuldigen.

Ich fand das reizende Geſchöpf genau in der Situation, wie ſie mir mein Freund geſchildert hatte. Alles ſtimmte, das grüne Tiſchchen, das zerfloſſene Eis, der umflorte Blick nach der Bellaria. Ein tiefes Mitleiden erfaßte mich. Da ſitzt eine achtzehnjährige Schönheit, ſagte ich mir, mitten im brandenden, lockenden Leben, einſam, an einem Abend, der für die Liebe geſchaffen iſt, und träumt von einem, der nicht an ſie denkt . . .

Ein hübſcher, junger Mann ging an ihrem Tiſch

Digitized by Google

vorüber und fixierte die traurige Kleine. Sie bemerkte es nicht einmal. Und in diesem Augenblick fiel mir ein, was für eine lockende Aufgabe es wäre, bei der andern den andern zu machen. — Aber es wäre wohl vergeblich; zudem, Gustav war mein Freund. Ich trat an ihren Tisch und stellte mich ihr, die tötlich erschrak, als Gustavs Freund vor.

Dann, während ich mich meines Auftrages entledigte, von unvorhergesehenem Verwandtenbesuch sprach, der meinen Freund zu seinem Bedauern zurückhielte, sah ich, wie ihre schönen Augen sich langsam mit Tränen füllten.

„Ich danke Ihnen", sagte sie schwach und stand verlegen auf. Es war die höchste Zeit, daß ich mich empfahl. Denn schon löste sich eine kleine Tränenperle von ihren langen Wimpern und schickte sich an, die zarte Wange zu benetzen —!

Wie gesagt, ich hielt sie für eine Gans. Dennoch tat sie mir leid. Und ich dachte im Weitergehen: Es ist doch ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem andern und seinem weiblichen Widerspiel, denn der andre ist eine komische Figur, die andere eine tragische.

Digitized by Google

Eine Woche darauf ſah ich ſie ausgelaſſen luſtig an der Seite meines Freundes von einem Ausflug heimkehren; ſie trug Heckenroſen im braunen Haar, den Hut in der Hand und ſprang wie ein Reh. Augenſcheinlich war ſie außer ſich vor Wonne, daß ſie ihren Liebſten einen ganzen Nachmittag für ſich gehabt hatte.

„Was willſt du?“ ſagte Guſtav vertraulich zu mir. „Ich hab' ihr den Gefallen getan und bin mit ihr auf den Kahlenberg gefahren. Ich hab' dabei die ganze Zeit an Kitty gedacht...“

Ich traf ſie dann in längeren Intervallen noch ein paarmal miteinander. Sie war nicht immer ſo luſtig, wie dazumal, als ſie vom Kahlenberg herunterkam. Aber immer, ob luſtig, ob traurig, ſah man ihr an, daß ſie ſein Eigen war, daß ſie ihr Glück und ihr Unglück aus ſeinen Händen nahm, daß er ihr alles war, er, für den ſie nichts war. Und immer ſchaute ſie ihn an, mit dieſen frommen, demütigen Frauenaugen, die zu ſeinem Stirnrunzeln zu ſagen ſchienen: „Schlag mich — ich laß mich ſchlagen —“

Plötzlich ſah man meinen Freund nicht mehr. Er hatte zu ſtudieren angefangen — natürlich Kitty

Digitized by Google

zulieb, und machte über Hals und Kopf sein Doktorat. Um diese Zeit traf ich Emma einmal. Sie sah aus wie ein kranker Engel, das Unglück schaute aus ihren großen Augen heraus. „Wie geht's meinem Freund Gustav?" fragte ich.

„Ich weiß nicht", sagte sie ernst, und ihr früh gereifter Mund zitterte. „Ich seh' ihn fast nicht mehr ..."

Kurz nachher erhielt ich von meinem Freund eine Karte aus Palermo, in der er mich ersuchte, Kitty zu ihrem Geburtstag ein Bukett zu schicken. In einer Nachschrift fügte er hinzu, diese Reise sei ein letzter Versuch, um Kitty zu vergessen.

Ich handelte nach meinem Auftrag und bestellte das Bukett für Kitty. Aber wäre es nach meinem Herzen gegangen, so hätte die andere die Blumen erhalten.

Indessen verging wiederum eine geraume Zeit, ohne daß ich sie oder Gustav zu Gesicht bekam. Hingegen begegnete ich eines Tages im Prater Fräulein Kitty. Seit jener ersten Begegnung im Volksgarten waren ein paar Jahre hingegangen, und Kitty war in dieser Zeit nicht jünger und nicht schöner geworden.

Digitized by Google

Das war begreiflich. Aber sie ging ohne Mama an der Seite eines Herrn, mit dem sie sehr vertraulich plauderte. Das war betrüblich.

Im übrigen, was ging das alles mich an? Ich nahm mir vor, mich um die Liebeshändel meines Freundes überhaupt nicht mehr zu kümmern, als ich in jäher Aufeinanderfolge ein paar Briefe von ihm aus Berlin erhielt, in denen er mir seinen endgültigen Entschluß mitteilte, sich Kittys wegen zu erschießen. Von Emma kein Wort.

Vier Wochen später erfuhr ich, daß er nach Wien zurückgekehrt sei. Ich schloß daraus, daß er sich noch nicht erschossen habe, und beschloß, ihn zu besuchen.

An der Schwelle seiner Wohnung empfing mich — Emma. Sie war womöglich noch schöner geworden, noch liebreizender, und sah auch glücklich aus, sehr glücklich.... Ich lächelte und dachte mir mein Teil.

Aber da kam auch schon Gustav, blühend, wie ich ihn nie gesehen, mit lachenden Augen. Er umarmte und küßte mich. Dann sagte er, auf die errötende Emma verweisend: „Meine Frau!"

Er sagte das ganz einfach und natürlich und

Digitized by Google

schien sich zu wundern, daß ich nicht sogleich antwortete.

Eine kleine Pause entstand, bis Frau Emma plötzlich bemerkte, sie wolle nur rasch etwas zum Trinken herbeischaffen, und uns allein ließ.

Ich schaute meinen Freund an, der lächelte. Gleichsam erklärend, bemerkte er: „Wir waren schon in Berlin zusammen — weißt du..."

Ich erholte mich langsam.

„Und hast du sie geheiratet —, die andere?"

Gustav zuckte die Achseln. „Mein Freund," sagte er, der zu Sentenzen neigte: „Wir heiraten alle — die andere."

In diesem Augenblick trat Emma ein, die ihr Lächeln wiedergefunden hatte. Sie mußte die letzte Bemerkung Gustavs gehört haben, aber sie tat nichts dergleichen. Lächelnd goß sie in drei kleine Gläser den bräunlichen Madeira, lächelnd hob sie ihr Glas und sagte lächelnd: „Es lebe Fräulein Kitty!"

„Na, die muß aber schon sehr tot sein," sagte ich, „wenn Sie sie leben lassen..."

Digitized by Google

Ein ſilbernes Lachen, in das auch mein Freund einſtimmte, bewies mir, daß Kitty wirklich tot war, ganz tot.

Ich ſchaute Emma an, die klingelnd weiterlachte. Und plötzlich verſtand ich ſie, verſtand ihren jahrelangen ſtillen und zähen Kampf um den geliebten Mann, begriff ihre Liebe und ihren Sieg.

Und ich ſah ein, daß ſie keine Gans war — die andere.

Digitized by Google

Das rote Kleid

Digitized by Google

Ich setzte ihm meine Meinung in dieser Sache auseinander. Ich sagte, daß, wie immer eine Frau ist, der Mann oder ein Mann dafür verantwortlich zu machen sei. Die Frauen sind immer genau so, wie wir sie haben wollen: sie sind schlecht, wenn wir sie dazu machen. Sie sind verschwenderisch, wenn wir sie an den Leichtsinn gewöhnen. Sie sind gefallsüchtig, wenn sie sehen, daß uns das gefällt. Darum sollte ein kluger Mann, anstatt seine Frau zu verdammen, lieber seine Braut erziehen.

„Also Sie gehören zu dieser liebenswürdigen Gattung von Männern," rief mein Reisegenosse mit unleugbarer Ironie, „die die Frauen erziehen wollen!"

Ich sagte, daß ich zu meinem Leidwesen noch nie in der Lage gewesen sei, eine Frau zu erziehen, daß ich aber, gegebenenfalls, allerdings hiezu entschlossen wäre.

„Also Sie erziehen noch nicht, Sie werden erst erziehen! Und glauben Sie wirklich, daß Ihre Zukünftige, die weder Sie noch ich im Augenblicke kennen,

Digitized by Google

ſich das gefallen laſſen wird? Glauben Sie wirklich — allgemein geſprochen —, daß es eine Frau gibt, die ſich einem Manne zuliebe auch nur die geringſte Eigenheit abgewöhnt — geſchweige denn einen Fehler?"

„Wenn ſie den Mann liebt," ſagte ich.

„Nun," rief er, „wenn Sie das glauben, dann kennen Sie die Frauen ſchlecht. Hören Sie: Eine Frau, die Sie liebt, wird Ihnen vielleicht ihre Ehre opfern, ihr Vermögen, ihren Stand, aber ſie wird nie Blau tragen, wenn ſie findet, daß Rot ſie beſſer kleidet! Glauben Sie mir. Nie!"

Ich fand dieſe Behauptung gewagt.

„Erlauben Sie," ſagte er, „daß ich Ihnen da eine kleine Geſchichte erzähle. Es iſt leider eine Geſchichte aus meinem Leben, und wenn Sie einmal daran denken, Ihre Erziehungstheorien zu verwirklichen, ſo wird Ihnen dieſes Erlebnis vielleicht von Nutzen ſein. Meine Geſchichte heißt: Das rote Kleid, und ſie handelt von einer Liebe, die an einem roten Kleide zugrunde ging. — Nebenbei bemerkt iſt das auch zugleich ein Beleg für eine andere Anſicht, die ich ſchon wiederholt Ihnen gegenüber zu verfechten die Ehre hatte..."

„Ja, ich weiß," ſagte ich. „Ihre alte Polemik gegen

Digitized by Google

den Halmſchen Vers: ‚Und ſag', wie endet die Liebe? Die war's nicht, der's geſchah.' Im Gegenſatz zu dieſer — wie ich gern einräume — etwas ſüßlichen Auffaſſung ſagen Sie: Eine Liebe ſtirbt, wie ein Lebeweſen ſtirbt — ebenſo unfehlbar und ebenſo unberechenbar, und ſie kann an allen möglichen Krankheiten ſterben, gerade wie ein Menſch. Sie berufen ſich auf den Ausſpruch eines großen Arztes, der da behauptete, es ſtürben viel mehr Menſchen am Schnupfen als an der Peſt. So, meinen Sie, iſt es auch mit der Liebe. Die wenigſten Liebſchaften gehen an großen Konflikten zugrunde; die meiſten an lächerlichen Kleinigkeiten: An einem ungeſchickten Wort, an einem unverſtandenen Seufzer, an einer ſchief geknüpften Krawatte, an —"

„An einem roten Kleid!" ergänzte er. „Hören Sie: Es iſt nun ungefähr fünf Jahre her, daß ich ein junges Mädchen kennen lernte, das ich über alles liebte, ja ſogar heiraten wollte. Soll ich ſie Ihnen ſchildern? Es iſt wohl überflüſſig. Sie war das entzückendſte, geiſtreichſte, liebenswürdigſte Geſchöpf, das ich je gekannt habe, kenne oder kennen werde. Und Sie werden der Aufrichtigkeit und der Unbeſtochenheit meines Urteils trauen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſe junge

Digitized by Google

Dame seit drei Jahren nicht mehr gesehen habe, jeden Gedanken, sie zu besitzen, vollständig aufgegeben und kein Recht mehr habe, sie anzusprechen, wenn ich ihr heute oder morgen zufällig irgendwo begegnen sollte. Sie wissen, die ganz richtige Beurteilung des Wertes einer Frau gewinnen wir erst, wenn wir mit ihr gebrochen haben. Solange dies nicht der Fall ist, sind wir immer bis zu einem gewissen Grade voreingenommen. Aber wenn eine das aushält, ohne in unserer Achtung zu sinken, dann muß sie ein Engel gewesen sein, oder wir haben sie wahrhaft geliebt.

Beides traf in meinem Falle zu: Sie war ein Engel, und ich vergötterte sie. Sie liebte mich nicht minder. Dennoch würden wir, wenn wir uns heute begegneten, fremd und stumm aneinander vorüber gehen. Wie das geschehen konnte? Das konnte geschehen, weil ich das engelgleiche Geschöpf um jeden Preis erziehen wollte. Und der letzte Grund unserer Entzweiung war ein rotes Kleid.

O diese seligen Stunden, wenn ich sie in meinen Armen hielt und wir von unserer großen Liebe sprachen! Wenn sie an meinem Halse hing, hingegossen, und mit den Armen einen lebendigen Ring bildete um meinen

Digitized by Google

Kopf, um mein ganzes Sein und Denken! Alles wollte ſie mir opfern; alles ich ihr. Nur dieſes eine opferte ſie mir nicht, und gerade das verlangte ich. — Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Als ich jenes Mädchen zum erſtenmal ſah — es war in einem Konzert —, trug ſie ein knappes Kleid von blutroter, ſtarrer Seide. Sie war eine üppige Brünette mit großen dunkelbraunen Augen, die in einem düſteren Feuer glänzten. Sie wiſſen, wie gefährlich eine Brünette werden kann, wenn ſie ſich rot anzieht. Die Brünetten wiſſen das gleichfalls. Ich hatte Mignon einmal in der Oper in einem ähnlichen Aufzug geſehen, und noch andere farbige Geſtalten erwachten in mir und begannen ſich zu regen. Meine Phantaſie erglühte in romantiſchem Feuer, und die Phantaſie, das iſt ja die gefährlichſte Bundesgenoſſin der Leidenſchaft. Sie ſpielt ſozuſagen die Rolle der weiſen Frau bei der Geburt einer Liebe.

Ich weiß bis heute noch nicht und könnte es Ihnen auch nicht ſagen, ob ich mich damals mehr in das Mädchen verliebte oder in ihr Kleid. Einen großen

Digitized by Google

Anteil an meiner blitzschnellen Unterwerfung hatte jedenfalls die berauschende Farbe dieses Kleides.

Rot! Es ist die Farbe der Liebe. Sehen Sie, ein Kind muß weiß gekleidet sein, eine Mutter schwarz, und eine Geliebte rot. Ich kann mir keine schönere Farbe denken für eine junge und schöne Geliebte. Das heißt, das ist heute meine Meinung. Auch dazumal, als ich meine nachmalige Verlobte kennen lernte, war es meine Ansicht der Dinge. Nur in der Zwischenzeit wurde ich meiner roten Liebhaberei abtrünnig. Ich bedauere es heute.

Der Zweifel tauchte zum ersten Male in mir auf, als ich, ein halbes Jahr nach jener ersten Bekanntschaft, die Auserwählte meiner Mutter vorstellte. Das schöne Kind trug bei dieser Gelegenheit dasselbe rote Kleid, in das ich mich vergafft hatte, und ich sah, daß meine Mutter diese Farbenpracht mit einiger Verwunderung, ja mit einem gewissen Mißtrauen bemerkte. Allein meine Mutter sprach kein Wort darüber. So sind Mütter. Ich bin überzeugt, ich hätte jenes Mädchen nehmen und dreißig Jahre mit ihr die glücklichste Ehe führen können, und meine Mutter hätte mir nie verraten, daß ihr damals jenes rote Kleid mißfallen habe, aus Furcht, mir wehe zu tun.

Soweit meine Mutter. Aber eine Mutter hat ge-

Digitized by Google

wöhnlich Brüder und Schwestern, das sind die Onkel und respektiven Tanten. Die Tanten und Onkel haben Kinder, und die Kinder sind zum Teil verheiratet. Mit einem Wort: Die Verwandtschaft. Verzeihen Sie, wenn ich bitter werde. Die Verwandten! Wenn man sie braucht, kennen sie einen nicht, aber überall, wo man sie nicht braucht, machen sie sich wichtig. Wenn einer stirbt und wenn einer heiratet, da kommen sie zusammengeflattert wie die Raben. Das einemal wahrscheinlich, weil sie sich über das Unglück freuen, das anderemal, weil sie fürchten, es könnte einer glücklich werden, ohne sie um Erlaubnis gefragt zu haben, und das um jeden Preis verhüten wollen. Oh! Lassen Sie mich in Ruhe mit der Verwandtschaft! Ich sage: Es gibt keine Verwandten, die man nicht liebt. Einen Verwandten zu lieben, nur deshalb, weil er mein Verwandter ist, das ist eine Heuchelei, zu der ich mich niemals habe entschließen können.

Also, daß ich es Ihnen gleich verrate, meine sämtlichen Verwandten waren gegen die Verbindung mit jenem roten Kleid und dem reizenden Wesen, das sich darunter verbarg. Den Grund werden Sie als Lebenskenner unschwer erraten. Jenes entzückende

Digitized by Google

Mädchen nämlich, so schön und geistreich es war, war meinen lieben Verwandten nicht reich genug. Und da sie sämtlich fürchteten, daß ihnen später einmal, wenn ich in Not geriete, meine Erhaltung zur Last fallen könnte, so setzten sie alles daran, um mich von einer, wie sie behaupteten, für mich gefährlichen Verbindung abzuhalten. Leider gelang ihnen ihr Plan.

Wenn Sie noch nie verlobt waren oder in den Vorstadien einer Verlobung, so werden Sie vielleicht sagen: Was gehen einen die Verwandten an? So dachte im Anfang auch ich. Eine Cousine von mir behauptete, meine Zukünftige trüge eine ordinäre Frisur. Es wurde mir hinterbracht und ich lachte. Eine zweite ließ durchblicken, daß mein Mädchen älter sei, als sie mir gesagt hatte. Ich lachte, da ich es mit dem Alter der Frauen zwischen 18 und 22 nie besonders genau nehmen konnte. Ein erfahrener Onkel warf so hin, daß es manchmal vorkomme, daß man nicht der erste sei: Ich lachte. Eine Tante rügte das Lachen meiner Schönen: Ich lachte.

Aber all das viele Lachen ließ mir doch einen üblen Nachgeschmack im Munde zurück, und ich begann, mein Herzensfräulein kritischer zu betrachten, als es im Interesse einer gesunden Liebe gelegen ist.

Digitized by Google

Eines Tages erschien eine ältere Base bei mir, eine boshafte alte Jungfer, die sich mit meiner Mutter zurückzog und allerhand Geheimnisse besprach. Ich saß im Nebenzimmer und fing ab und zu eines der goldenen Worte auf, die meine Base mühelos von sich gibt. Plötzlich hörte ich, wie sie leise — aber immerhin laut genug — sagte: „Ich bitte dich, solche Kleider trägt eine Seiltänzerin." Das ging auf das rote Kleid.

Der Stich saß. Ich hatte selbst schon allerhand Bedenken gegen das rote Seidenkleid genährt, nun hörte ich noch dieses scharfe Urteil meiner Base, die mir zwar an sich ziemlich gleichgültig war, aber immerhin eine gewisse Öffentlichkeit vertrat. Ich stand auf, ging hinein und sagte: „Ich werde meiner Braut verbieten, das rote Kleid zu tragen. Was wirst du dann zu reden haben, liebe Base?"

Das gespitzte Gesicht meiner Base zog sich in die Breite, wie immer, wenn ihr eine Bosheit glückte. Und sehen Sie, in jenem Augenblick faßte ich den verhängnisvollen Entschluß, mein Mädchen zu erziehen, und kraft meiner Autorität an stillere Farben zu gewöhnen. Ich wußte nicht, was ich da unternahm.

Digitized by Google

Ich ging ganz sachte zu Werke.

An einem schönen Abend — es war gerade im Herbst und die Zeit, wo man sich neue Kleider bestellt — sagte ich gesprächsweise zu meiner Braut:

„Jetzt wirst du dir wohl ein neues Kleid machen lassen?" Sie nickte wichtig und schaute mir lächelnd in die Augen.

„Wie sieht es aus?" fragte ich, scheinbar unverfänglich. „Welche Farbe?"

„Du wirst schon sehen!" lachte sie. „Nur nicht so neugierig sein!"

Eine Woche später, als wir wieder zusammenkamen, trug meine Schöne ein neues Kleid von schönem roten Samt. Ich erschrak unwillkürlich, als ich es sah.

„Nun?" fragte sie. „Wie gefällt es dir?"

„Oh!" sagte ich. „Oh!"

„Weißt du!" sagte das teure Kind, an meine Schulter geschmiegt, „in einem roten Kleid hast du mich das erstemal gesehen — rot werde ich immer tragen!"

Was tun? Ich mußte ihr noch danken für ihre zarte Aufmerksamkeit, und sie war so süß, daß ich — ich gestehe es — an jenem Abend nicht den Mut fand,

Digitized by Google

ihr meine Bedenken gegen die roten Kleider vorzutragen.

Indes meine Base lächelte boshaft, als wir einander begegneten, und meine anderen Verwandten schürten und stichelten weiter. Ich begann nun ernsthaft an meinem früheren Geschmack zu zweifeln, und entschloß mich, mit meiner Braut ein ernstes Wort in dieser Sache zu reden. Einige Tage später faßte ich mir ein Herz und sagte ihr:

„Weißt du, du solltest nicht immer rote Kleider tragen."

„Warum?" Sie sah mich erschrocken an.

„Weil," sagte ich, „weil es so auffallend ist. Und meine Verwandten, weißt du...."

„Oh!" sagte sie, „deine Verwandten!..."

Es war der erste Mißton in der Melodie unserer Liebe. Ich schnitt ihr das Wort ab, küßte sie auf den Mund, und wir sprachen nicht weiter über die Sache. Allein das erste Wort war nun einmal gefallen.

Im übrigen war ich der Meinung, meine leise Mahnung würde genügen. Sie liebt dich, dachte ich, so wird sie dich verstehen und dir zuliebe die roten Kleider aufgeben. Ich kannte sie als feinfühlig und ge-

Digitized by Google

fügig und zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich aus dieſem Kampfe mit einem Kleide als Sieger hervorgehen würde. Ich war damals eben noch ſehr jung und kannte die Frauen ſchlecht.

Als wir uns das nächſtemal ſahen, kam ſie mir in demſelben Kleide entgegen. Ich bemerkte es und war den ganzen Abend merklich verſtimmt.

Sie tat, als wäre ihr der Grund meiner Verſtimmung unerfindlich. „Was haſt du nur?“ ſchmeichelte ſie. „Iſt dir etwas nicht recht?“ Da ſie es durchaus nicht erraten wollte, ſagte ich ihr es ſchließlich. Sie lachte mich aus, ich küßte ſie, wir ſprachen von etwas anderem.

Als ſie aber das nächſtemal wiederum rot kam, erbitterte mich das. Ich fragte ohne Umſtände:

„Jetzt ſag mir einmal, warum gehſt du denn eigentlich nur in Rot?“

„Weil mir das gut ſteht“, erwiderte ſie heiter.

„Und wenn ich dich bitte...“ An dieſem Abend zankten wir zum erſtenmal ernſtlich. Es war ſehr bitter. Drei Tage ſchmollten wir. Am vierten Tage kam ein Brief von ihr, der mich ins Haus lud. Ich war ſehr glücklich, daß ſie mir den Rückzug ſo leicht machte.

Digitized by Google

Denn, wenn sie mir an diesem Tage nicht geschrieben hätte, so wäre ich am nächsten von selbst gekommen. Ich kaufte einen Strauß dunkelroter Rosen und machte mich glückselig auf den Weg. Nie ist die Liebe süßer und frischer als nach einem kleinen Zank. Das ist wie ein Sommermorgen nach einer Gewitternacht.

Als ich bei ihr anläutete, meine Rosen in der Hand, hatte sie mich bereits erwartet. Denn sie öffnete und trat mir entgegen, schön wie eine Fee, mit ausgestreckten Armen. Allein sie trug ein rotes Kleid.

Ich warf die Rosen hin und machte ihr eine fürchterliche Szene. Sie ließ meinen Zorn über sich ergehen, geduckt, mit dem ängstlichen, weinerlichen Lächeln des Kindes, das gescholten wird. Als ich mich endlich beruhigte, brach sie in Tränen aus.

„So liebst du mich nicht mehr!" jammerte sie, indem sie mit dieser echt weiblichen Kunst, etwas Einfaches zu verwirren, die die Advokaten bei den Frauen gelernt zu haben scheinen, die Frage auf ein anderes Gebiet hinüberspielte.

Ich schwor ihr natürlich, daß ich sie liebe, mehr

Digitized by Google

denn je. Aber eben, weil ich sie liebe, müsse ich auf ihren Ruf, auf ihre Erscheinung bedacht sein.

„Mein Ruf! Meine Erscheinung!“ rief sie. „Als ob man nicht ebenso brav in einem roten Kleide sein könnte, als schlecht in einem blauen! Was liegt an einem Kleide!“

„So opfere es mir doch, wenn so wenig daran liegt!“

Aber sie begann zu klagen. „So ist es deinen Verwandten also endlich doch gelungen!“ rief sie einmal ums anderemal, und schwere Tränen rollten ihr über die Wangen und fielen auf den roten Samt ihres Kleides, wo sie kleine, runde, schwarze Flecke zurückließen. „So ist es ihnen doch gelungen!...“

„Was haben meine Verwandten damit zu tun!“ rief ich ärgerlich. „Ich bitte dich einfach, die roten Kleider nicht mehr zu tragen, und du tust es mir zu Trotz. Wenn du mich liebtest, müßtest du mir dies Opfer bringen können.“

Sie schüttelte den Kopf, von Tränen bewegt: „Heut ist es das Kleid, morgen wär' es was anderes. Ich weiß, woran ich bin.“ Und plötzlich, sich hoch aufrichtend, mit einer stolzen Gebärde, streifte sie den

Digitized by Google

Verlobungsring vom Finger und legte ihn auf den Tisch. „Da," sagte sie stolz und kalt, „wenn es dich reut..."

Es ist selbstverständlich, daß ich sie damals überredete, den Ring wieder zurückzunehmen. Aber vierzehn Tage später wiederholte sich diese Szene. Wir waren einmal ins Zanken gekommen, so zerzankten wir uns immer mehr. Und als ich sie immer und immer wieder das rote Kleid anlegen sah, dieses Kleid, das ich nun ebenso leidenschaftlich haßte, als ich es früher geliebt hatte, ergriff mich eine steigende Erbitterung. Es legte sich mir wie ein roter Nebel vor die Augen, der, immer dicker und dichter wurde, bis schließlich all ihre schönen und glänzenden Eigenschaften, ja ihre ganze lichte Gestalt darin verschwand. Ich wurde unhöflich, ich wurde tyrannisch. Szene folgte auf Szene, und in einer jeden gingen wir um einen kleinen Schritt weiter — bis wir schließlich nicht mehr zurückfanden. Die purpurne Liebe wurde in den Staub gerissen, besudelt, entehrt, wir traten darauf. Eines Tages nahm sie den Ring nicht mehr zurück. Ich, rasch, wie ich leider immer war, packte ihn und warf ihn in den Ofen. Sie, nicht minder energisch, ging zwei Tage

Digitized by Google

ſpäter als Geſellſchafterin einer reichen Dame auf Reiſen. Von Paris aus ſchickte ſie mir meine Briefe zurück; ich ſandte ihr die ihrigen. In einem halben Jahr waren wir ſo weit auseinander, als wären wir nie beiſammen geweſen. Und meine Baſe wurde fett vor Schadenfreude...

„Das iſt die Geſchichte vom roten Kleid," ſchloß er mit einem unſicheren Lächeln, „die Nutzanwendung ſchenken Sie mir wohl!" Er ſtand auf und begann am Fenſter unſeres Coupés einen ſchönen Marſch zu trommeln.

Ich ſagte:

„Ihre Geſchichte iſt ein Ausnahmsfall. Denn erſtens trägt nicht jede Frau ein rotes Kleid —"

„Doch," rief er, indem er ſich lebhaft umwandte, „in einem gewiſſen Sinne trägt jede Frau ein rotes Kleid, das heißt, ſie hat irgendeinen bunten Fetiſch, an dem ſie hängt und hängen bleibt — und wenn Sie noch ſo viel erziehen!"

„Das iſt möglich," erwiderte ich, „aber wer ſagt Ihnen, daß Ihr Fräulein nicht einem andern zuliebe, der ſie beſſer zu behandeln verſtand, darauf verzichtet hat?"

Digitized by Google

Er schwieg. Indessen, als wir zwei Tage später über den Markusplatz in Venedig schlenderten — diesem riesigen Rendezvousplatz der Geliebten von ehemals — fühlte ich mich plötzlich von meinem Freunde mit Heftigkeit am Arme ergriffen.

Ein Paar kam uns entgegen, ein junges Ehepaar augenscheinlich, und mein Freund grüßte die junge Frau, tief und demütig, wie man jemand grüßt, dem man etwas abzubitten hat. Ich weiß nicht, übersah sie diesen Gruß oder wollte sie ihn übersehen — jedenfalls ergriff sie im nächsten Augenblick den Arm ihres Gatten, den sie heftig an sich drückte, und schritt, das schöne Haupt tief gesenkt, den Blick am Boden, langsam an uns vorüber.

Sie trug ein zindelrotes Kleid.

Digitized by Google

Eine Mutter

Digitized by Google

„Eine Mutter!“ pflegte Frau Helene Dietmar bei gewissen Gelegenheiten zu sagen: „Was tut eine Mutter nicht alles für ihr Kind!“ Und wenn sie diesen Ausspruch tat, so seufzte sie leicht, drehte die Augen unter schmerzlich gekrümmten Augenbrauen gegen Himmel und zog die Stirnhaut von mehreren Seiten zugleich in kummervolle Falten zusammen. Denn Frau Dietmar gehörte zu jenen nicht allzu seltenen Frauen, die beständig das innigste Mitleid mit sich selbst empfinden und sich immer schrecklich ausgenützt und bejammernswert vorkommen, während sie in Wahrheit das allerangenehmste Leben führen und von jedermann ängstlich geschont werden.

Das Kind aber, für das sie nach ihrer eigenen Aussage so viel tat, war ihre einzige Tochter Elsbeth, die übrigens durchaus kein Kind mehr war, sondern ein recht heiratsfähiges Mädchen. Aber wenn Elsbeth noch keinen Mann hatte, so war dies gewiß nicht Frau Dietmars Schuld, die vielmehr alles mögliche daran setzte, ihrer Tochter einen solchen zu verschaffen. Viel-

Digitized by Google

leicht war es auch nicht Elsbeths Schuld, obwohl Elsbeth wirklich ein schrecklich wohlerzogenes Mädchen war, so daß Leute, die sich darauf verstanden, versicherten, sie würde nie einem Mann gefallen, wenn sie sich nicht änderte. Aber diese Leute übersahen, daß es immerhin auch vorkommt, daß ein gut erzogenes Mädchen Beifall findet — mein Gott, der Geschmack ist so verschieden! — zumal wenn es so hübsch ist, wie Elsbeth es nun schon die längste Zeit hindurch war. Sie war sozusagen eine am Platz bekannte und überall bestens eingeführte Schönheit.

Am ehesten war es noch Papa Dietmars Schuld, wenn Elsbeth noch immer zu haben war. Denn Papa Dietmar, seines Zeichens Prokurist einer ersten Firma, gehörte zu jenen faulen, um nicht zu sagen indolenten Vätern, die nichts „tun" und in der Meinung leben, dergleichen müsse „von selber" kommen. „Von selber!" wenn Frau Dietmar das nur hörte, so geriet sie gleich außer Rand und Band. „Von selber!" Als ob sie von selber geheiratet hätte! Wahrhaftig, da wäre sie heute noch ledig und vermutlich eine alte Jungfer, wenn sie seinerzeit gewartet hätte, bis Herr Dietmar sie von selber heiraten würde.

Digitized by Google

Nun, wenn Herr Dietmar nichts tat, ſo mußte Frau Dietmar um ſo mehr „tun". Sie tat denn auch — unter vielem Seufzen.

Eines Tages ließ ſich ein junger Arzt in dem Bezirk nieder, den Dietmars bewohnte, und ſofort faßte ihn die Mutter ins Auge. Sie hatte ihn einmal von weitem geſehen, und er gefiel ihr ausnehmend, ein Glück, das er übrigens mit etwa dreihundert anderen jungen Leuten im ſelben Bezirk teilte. Auch ſonſt ſtimmte nach Frau Dietmars Anſicht alles. Allenfalls war Elsbeths Mitgift für einen bereits ausgewachſenen und in der Praxis tätigen Arzt etwas gering. Allein abgeſehen davon, daß es gerade unter den Ärzten viele Idealiſten gibt, rechnete Frau Dietmar auch noch mit dem Umſtande, daß ſie eine große Bekanntſchaft und Verwandtſchaft beſaß, die, wenn ſich der junge Mann mit Elsbeth verlobte, gewiß ſeine Praxis erheblich vergrößern würde.

„Ich bitte dich," pflegte Frau Dietmar zu ihrem Gatten zu ſagen, „wenn nur jeder zehnte unſerer Verwandten ein ſchweres Leiden bekommt, hat er ſchon zu leben."

Digitized by Google

„Aber du kennſt ihn ja noch gar nicht!“ wendete Herr Dietmar mürriſch ein.

Allerdings, ſie kannte ihn noch nicht. Aber es war hinfort ihr einziges Beſtreben, ihn kennen zu lernen.

Es exiſtierte da ein humanitärer Verein im Bezirke, der ſich die Verſorgung lediger Mütter zum Ziele geſetzt hatte und in deſſen Ausſchuß auch der junge Arzt tätig war. Frau Dietmar wurde Mitglied dieſes Vereines. Zwar intereſſierte ſie perſönlich die Verſorgung ihrer ledigen Elsbeth bei weitem mehr als die Verſorgung der ledigen Mütter der ganzen Welt, allein es war ein Mittel zum Zweck, den Doktor kennen zu lernen. Dies geſchah denn auch, aber im übrigen blieben die erhofften Früchte des ſozialen Empfindens aus. Denn der Arzt war ein ziemlich nachläſſiges Vereinsmitglied, und Frau Dietmar, wenn auch eine für ihr Alter recht wohlerhaltene Frau, war ſchließlich doch keine Dame, deretwegen man einen langweiligen Verein öfter, als es unbedingt nötig, beſucht. Ja, wenn ſie ihr Töchterchen Elsbeth zu den Sitzungen hätte mitnehmen können! Aber das ging wieder wegen der ledigen Mütter nicht an.

Digitized by Google

Frau Dietmar überließ ſchließlich „dieſe unglücklichen Geſchöpfe, die ‚aus wie immer' gearteten Gründen vom Pfade der Tugend abgewichen waren", wie der Obmann des Vereines, ein Advokat, ſich in Sitzungen auszudrücken pflegte, ihrem dunklen Geſchick und zog eine andere Methode in Betracht. Was tut eine Mutter nicht für ihr Kind?! Eines Tages wurde Frau Dietmar ernſtlich krank.

Natürlich ließ ſie ſofort den neu angeſiedelten Arzt rufen, zu dem ſie, wie ſie zu Elsbeth ſagte, ſehr viel Vertrauen hatte. Dieſer erſchien denn auch, unterſuchte Frau Dietmar mit jener peinlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit der ein junger Arzt einen ſeiner erſten Patienten unterſucht, ſchüttelte, da er nichts fand, bedenklich den Kopf und diagnoſtizierte ſchließlich auf eine nervöſe Verſtimmung.

„Wollen Sie mir nichts verſchreiben?" fragte Frau Dietmar bang.

Der junge Arzt dachte, daß es dem Apotheker gewiß nicht ſchaden würde, wenn er der Frau Dietmar ein Gurgelwaſſer verſchriebe, und ſetzte ſich in dieſer Abſicht an den Tiſch.

Digitized by Google

„Elsbeth," begann die Mutter sofort zu schreien. „Elsbeth, bring dem Herrn Doktor Papier und Tinte!"

„Ich danke", sagte der Arzt, indem er seinen Rezeptenblock und Bleistift aus der Tasche zog, allein schon war Fräulein Elsbeth im Zimmer.

„Meine Tochter!" stellte Mama das hocherrötende Mädchen vom Bett aus vor.

„Ah!" sagte der junge Arzt und ließ den Rezeptenblock fallen.

Mama blieb noch einige Tage zu Bett. Der Arzt, der sich einbildete, die hysterische Patientin, von der er seit Jahren träumte, endlich gefunden zu haben, kam täglich, untersuchte täglich, schrieb täglich etwas auf. Und täglich begleitete ihn, wenn er fertig war, die hübsche Elsbeth errötend zur Türe. Einmal war auch Herr Dietmar zufällig zu Hause.

„Mein Mann!" stellte Frau Dietmar vom Bett aus vor.

Die beiden Männer wechselten einen Händedruck.

Es wurde gerade der Kaffee aufgetragen, und Mama bot dem jungen Mann ein Schälchen an. Dieser,

Digitized by Google

um nicht unhöflich zu sein, nahm an. Ein Gespräch entwickelte sich, das Mama vom Bette aus geschickt leitete. Es stellte sich heraus, daß der Arzt musikalisch sei. Aber Elsbeth war gleichfalls musikalisch.

„Siehst du," sagte Mama, „da könntest du den Herrn Doktor einmal zu einem musikalischen Abend bitten."

„Bitte sehr!" sagte der Doktor, der ausgetrunken hatte.

Am nächsten Morgen war Frau Dietmar gesund. Und acht Tage später war musikalischer Abend, bei dem auch der Arzt erschien.

Elsbeth sang mit ihrem piepsenden Stimmlein ein leidenschaftliches Liebeslied. Der Arzt hörte zu. Dann kam eine andere junge Dame, die furchtbar schrie und ein inniges Lied zum besten gab. Der Arzt hörte zu. Schließlich setzte sich ein junger Mann ans Klavier und begann einen Walzer zu spielen. Zwei Paare versuchten im Salon zu tanzen. Der Arzt sah zu.

Aber das Essen war vorzüglich und die Hausfrau hinreißend liebenswürdig. Der Arzt versprach wiederzukommen.

Digitized by Google

Was tut eine Mutter nicht alles für ihr Kind! Frau Dietmar arrangierte diese Abende, bei denen sie sich furchtbar langweilte, öfter. Ja, noch mehr. Sie hatte erkannt, daß der Arzt viel auf eine gute Küche halte. Frau Dietmar, die keine Mühe scheute, um Elsbeth zu versorgen, stellte sich selbst an den Herd und kochte. Dabei bemitleidete sie sich nicht wenig und seufzte nach Kräften. Aber sie kochte gut.

Gegen Ende des Faschings gab sie sogar einen Hausball, bei welcher Gelegenheit zehn Paare Quadrille tanzten. Der Arzt schaute zu und lächelte.

Überhaupt, der Arzt war bei allem dabei: Er aß, trank, spielte, rauchte, und lächelte nach Leibeskräften. Nur gerade verloben wollte er sich nicht. Und das war um so merkwürdiger, als man recht wohl merkte, daß ihm Elsbeth gefiel. Auch Elsbeth blieb nicht unempfindlich. Elsbeth war vielmehr ein so wohlerzogenes Mädchen, daß sie jeden Mann, den Mama ihr zuführte, in kürzester Zeit stürmisch liebte. Der junge Doktor war schon der fünfzehnte oder sechzehnte, für den sie alles hinzugeben sofort bereit gewesen wäre. Und dessenungeachtet, obwohl auf beiden Seiten Sympathie vorhanden war, kam die Katze nicht übers Eis,

Digitized by Google

wie Mama dieſe Sache, wenn ſie ungeniert ſprach, bezeichnete. Daran war wohl eine gewiſſe Schüchternheit ſchuld, die den beiden jungen Leuten eigen war, eine Schüchternheit, die jedes abhielt, den erſten Schritt zu tun.

Mama ging in ſchweren Sorgen herum. Sie wußte aus Erfahrung, daß Verlobungen auf einer Baſis wie die gegebene entweder ſofort perfekt werden oder gar nicht. Hier vor allem galt das Sprichwort: Was lang dauert, geht nicht ſchön! Aber was tun? Wie ein raſches Ende herbeiführen? Frau Dietmar zerbrach ſich den Kopf.

Die Feſtlichkeiten in ihrem Hauſe ließen nach dem Hausball nur noch eine einzige, letzte Steigerung zu: ein ganz intimes Nachtmahl, bei welchem der Arzt der einzige Gaſt wäre. Seufzend veranſtaltete ſie dieſes Nachtmahl, bei ſich entſchloſſen, wenn auch diesmal keine Erklärung erfolgte, die Sache verloren zu geben. Aber, wie dies ſo geht, gerade diesmal ſollte es ihr gelingen, die Annäherung herbeizuführen.

Man ſaß an dem nicht allzugroßen, viereckigen Tiſch im Speiſezimmer, der Arzt rechts von Mama, die Tochter links, Herr Dietmar gegenüber.

Digitized by Google

Die Vorſpeiſe war vorüber, und man ſprach über die neueſte Oper.

Plötzlich glitt der Hausfrau die Serviette von den Knien. Sie bückte ſich und tat einen Blick unter den Tiſch. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ſie, daß der Arzt den rechten Fuß ein wenig vorgeſchoben hatte, während Elsbeth ihre Beinchen ängſtlich an ſich gezogen hielt wie ein ſchlafendes Huhn. Blitzſchnell durchzuckte ein Gedanke das Gehirn der Mutter, und lächelnd tauchte ihr Haupt wieder aus der Verſenkung empor.

Der Doktor verurteilte die neuere Richtung. Herr Dietmar und Elsbeth hörten ſchweigend zu, Elsbeth noch dazu ziemlich mürriſch, mit jenem gewiſſen hippokratiſchen Zug der Jungfräulichkeit um den feſtgeſchloſſenen Mund, der in letzter Zeit immer häufiger ihr nicht mehr ganz junges Geſicht verfinſterte und die künftige alte Jungfer verhieß. Auch der Doktor fällte ſein vernichtendes Urteil ohne Animo, als langweilte es ihn ſelbſt. Nur Frau Helene Dietmar lächelte, als gäbe der Doktor keine Kritik, ſondern einen Witz zum beſten. Sie rückte ein wenig nach links.

Plötzlich fühlte der Arzt, wie ſich ein leichter

Digitized by Google

Frauenfuß zur Hälfte über seinen vorgestreckten Fuß schob. Er stockte einen Augenblick, sah Elsbeth an. Aber in diesem Augenblick kam der Braten.

Mama erhob sich, legte vor. Als sie wieder Platz nahm und den Fuß des Doktors unter dem Tisch suchte, fand sie diesen um eine Spanne näher, so daß sie bereits ihren linken verwenden konnte.

Auch schob der Doktor diesmal seinen Fuß über den ihren.

Er sprach weiter. Aber während er sprach, schaute er Elsbeth mit eigentümlich brennenden Augen an, die sofort empfand, daß das ein anderer Blick war, als die er sonst zu verschicken pflegte, und infolgedessen errötete. Aber dieses Erröten machte sie um fünf Jahre jünger und viel schöner. Mama bemerkte dies und sah auch, daß es dem Doktor nicht entging, mehr noch, sie fühlte es aus der liebevollen Bewegung, mit der er ihren Fuß zusammendrückte.

„Und was halten Sie von dem Text?" fragte sie mit honigsüßem Lächeln, indem sie ihren Fuß als erfahrene Frau schamhaft zurückzog.

„Der Text," sagte der Doktor, den fliehenden Fuß sofort verfolgend, „der Text ist einfach unmoralisch."

Digitized by Google

Dann, als er den Fuß neuerdings eingeholt hatte, begründete er dieſes vernichtende Urteil. Diesmal ſchmiegte Frau Dietmar ihren Fuß beinahe parallel an den ſeinen.

„Was wollen Sie, liebſter Herr Doktor," ſagte ſie. „Moral! Das gibt's heutzutage ja überhaupt nicht mehr. Ja zu meinen Zeiten!" Dabei ſchob ſie den Fuß etwas vor, daß ſich ihre ſtattliche Wade eng an die des Doktors ſchmiegte.

„Da haben Sie wohl recht!" ſagte der Doktor ſtreng, indem er ſein zweites Bein vorſchob, bemüht, das Bein der Frau Dietmar in die Mitte zu nehmen. Aber Frau Dietmar zog den Fuß ſchon wieder zurück.

„Elsbeth," ſagte ſie zu ihrem Töchterchen, „Elsbeth, gieß dem Herrn Doktor Wein ein!"

Es war ſchon nicht mehr notwendig. Der junge Mann war plötzlich in eine merkwürdig angeregte Stimmung gekommen, plauderte lebhaft, geiſtreich und wandte ſich jeden Augenblick an die Tochter des Hauſes, die er beim Vornamen zu nennen begann. Seine gute Laune teilte ſich allmählich auch Elsbeth mit, die gleichfalls aus ſich herauszugehen anfing, zumal, nachdem Mama, die den Fuß des Doktors ge-

Digitized by Google

ſchickt bis unter den Seſſel ihrer Tochter gelockt hatte, ſich von dem Spiele zurückzog, deſſen Fortſetzung ſie den jungen Leuten überließ, die dabei immer röter wurden, immer lauter lachten. Allmählich riß die gute Stimmung auch Papa und Mama mit ſich; Papa begann Anekdoten zu erzählen und machte Dummheiten. Mama verdrehte ſich vor Lachen.

Um 11 Uhr mußte ſich der Prokuriſt auf allgemeines Verlangen ans Klavier ſetzen und die „Schönbrunner" ſpielen. Der Arzt tanzte mit Elsbeth auf dem Teppich des Salons wie ein Beſeſſener. Sie lag in ſeinem Arm, hingegoſſen, wie eine Bacchantin, Mama ſchaute zu und wiegte den Kopf.

Wenige Tage ſpäter war die Verlobung. — —

„Siehſt du," ſagte der Prokuriſt, der ſich die ſeltene Gelegenheit, Recht zu behalten, nicht entgehen laſſen wollte, „jetzt iſt es ja doch von ſelber gekommen!"

„Von ſelber!" Frau Helene wollte auffahren, etwas Höhniſches erwidern. Aber im letzten Augenblick überlegte ſie ſich's, ſchwieg und lächelte bloß verächtlich. Dergeſtalt ließ ſie, zum erſten Male, ſeit ſie verheiratet war, ihrem Gatten das letzte Wort. Mein Gott! Was tut eine Mutter nicht alles für ihr Kind!

Digitized by Google

Die Straße des Elends

Digitized by Google

Eigentlich hieß sie Minna, aber er nannte sie Mutz, und eigentlich hieß er Hermann, aber sie nannte ihn Manni. Manni und Mutz waren nämlich ein Liebespaar, und zwar war Manni der entzückendste Liebhaber und Mutz die reizendste kleine Braut, die es je gegeben hatte. Aber eigentlich waren sie beide noch zwei rechte Kinder.

Seines Zeichens war Manni Student, in jenen beneidenswerten ersten Semestern, wo man es einem jungen Studenten noch nicht einmal verargt, wenn er nicht studiert, weil dies in den ersten Semestern doch keiner tut. Nun, Manni machte wahrhaftig keine Ausnahme. Er zog es bei weitem vor, statt in übel duftenden Hörsälen seine gesunde Farbe zu verlieren, in Gottes lieber Natur herumzuschwärmen, seine süße kleine Mutz am Arme, die er von Zeit zu Zeit küßte. Auch sie studierte übrigens, Klavier oder Gesang oder so etwas, er wußte selbst nicht genau was, und sie eigentlich auch nicht, obwohl sie sogar eigens zu diesem Zwecke nach Wien gekommen war, woselbst

Digitized by Google

sie bei einer allzu nachsichtigen Tante behaglich lebte. Wenn sie mit Manni zusammen sein wollte, so sagte sie der Tante einfach, daß sie Stunde habe, und die gute Tante freute sich, je mehr Stunden sie nahm. Nun, in dieser Richtung machte Mutz ihrer Tante viel Freude.

Manni bekam an jedem Ersten hundert Gulden von seinem Alten, der irgendwo in der Provinz lebte. Bücher und Kollegiengelder zahlte der gute Papa außerdem. So konnte das Söhnchen in der Residenz ohne Beschwerde sein Auslangen finden, ja sogar sich einen bescheidenen Luxus gönnen, der darin gipfelte, daß er seiner Mutz ein kleines Bukett kaufte oder sie beim Konditor oder auf einem Ausfluge freihielt. Allenfalls ging es dann in den letzten Monatstagen ein wenig knapp zusammen, denn auf Nachsendungen oder Vorschüsse ließ sich der Vater in der Provinz prinzipiell nicht ein, woran er gut tat. So blieb dem Sohn in solcher öfter wiederkehrenden Lage nichts anderes zu tun übrig, als sich zu erinnern, daß er Student sei, was er denn auch tat, nicht bloß indem er seine Uhr versetzte, sondern auch indem er seiner Kleinen erzählte, daß er studieren müsse, woraus er folgerte, daß er sie mehrere

Digitized by Google

Tage nicht ſehen könne. Mutz ſah dies auch allemal, wenn auch ungern, ſo doch ohne ſichtlichen Widerſtand ein und gewährte ihm den gewünſchten kurzen Urlaub. Wenn man ſich dann am Erſten oder Zweiten wiederſah (in letzter Linie hing das vom Briefträger ab), ſo war die Liebe doppelt ſüß.

So floſſen ein paar Monate dahin, ein Tag immer ſchöner als der andere. Mutz, von Haus aus ein allerliebſtes Geſchöpf, war in dieſen Tagen noch verſchönt durch den doppelten Glanz, den der Frühling und ihre junge Liebe über ſie breiteten, ein Glanz, der auch ein geringeres Geſicht zu adeln vermag, ein ſchönes aber wunderſam verklärt. Kein Wunder, daß Mannis Verliebtheit beſtändig wuchs und ſolche Dimenſionen annahm, daß er bereits ab und zu allen Ernſtes daran dachte, ſeine kleine Braut ſpäterhin bei einer ſchicklichen Gelegenheit zu heiraten. Zwar hatte er nichts und ſie eigentlich auch nichts, bis auf das allenfalls, daß ſie ſehr verwöhnt war. Aber ſie ſagte oft und oft, daß ſie für den Mann, den ſie liebte, gern ins Waſchen gehen würde, wenn es die Verhältniſſe mit ſich brächten, und auch er ſtellte es ſich himmliſch vor, die Frau, die man liebt, und ihre Kinder durch Stunden-

Digitized by Google

geben zu ernähren. Er freute sich förmlich darauf ... Da geschah es eines Tages, es war gegen Ende Juni, daß Manni wieder einmal mit seinem Monatsgeld vor der Zeit fertig war. Man hatte in diesem Monat ein bißchen liederlich gewirtschaftet, Mutz hatte Geburtstag gehabt, und der Ring, den er ihr kaufte, hatte eine Lücke in das Budget gerissen, die auch durch die Verpfändung seiner Taschenuhr nicht zu stopfen gewesen war. So stand er nun am 26. mit einer restlichen Barschaft von nicht ganz drei Kronen da, ein Betrag, den Mutz ohne besondere Anstrengung an einem einzigen Nachmittag in der Konditorei vernaschte. Da blieb nun nichts anderes übrig, als wiederum unter Hinweis auf das immer drohende Rigorosum um einen kurzen Urlaub gegen Karenz der Liebesfreuden einzuschreiten.

Dies tat Manni denn auch am Abend des 26., aber mit einem so sauern Gesicht und so verlegen, daß es ihr zum erstenmal auffiel. Blitzschnell fragte sie sich, was ihn denn veranlassen könne, ihren Anblick in den nächsten Tagen zu meiden, und, viel zu unerfahren, um den wahren Zusammenhang zu durchschauen, vermutete sie vielmehr, nach Weiberart, daß

Digitized by Google

er im Begriffe ſtünde, ihr untreu zu werden. Selbſtverſtändlich verriet ſie ihren Argwohn nicht, beſchränkte ſich vielmehr darauf, ihn, als er Abſchied nahm, mit einem etwas froſtigen „Adieu" zu entlaſſen.

Aber am nächſten Tage, als Manni eben auf ſeiner Bude ein improviſiertes Mittagmahl ſorgenvoll verſpeiſte, das aus einem auf Borg erſtandenen kalten Aufſchnitt beſtand, läutete es plötzlich zu ſeinem Entſetzen an der Tür, und da er öffnete, überreichte ihm ein Dienſtmann ein nilgrünes Briefchen, das er ſehr eilig, in ſeine Gemächer zurückkehrend, erbrach. Er las: „Lieber Manni! Indem ich heute abends auf mehrere Wochen verreiſe, bitte ich dich, um 3 Uhr in den Rathauspark zu kommen, damit wir uns noch ein letztesmal ſehen. — Mutz."

Er warf einen Blick auf die Pendeluhr, es war halb 3 Uhr vorüber. Da war, wenn man ſich noch ein letztesmal ſehen wollte, keine Zeit zu verlieren. Er machte eilig Toilette, nach Studentenart, indem er einen reinen Hemdkragen nahm und die Manſchetten umdrehte, ſtülpte den breitrandigen Hut in die Stirn und wollte ſich eben auf den Weg machen, als ihm in der Tür der Dienſtmann noch einmal entgegentrat, und

Digitized by Google

zwar mit ausgestreckter Hand. Hermann fragte, unangenehm berührt, ob er denn nicht bereits bezahlt sei. Aber, da ein Dienstmann, der einen Liebesbrief bringt, nie bereits bezahlt ist, so mußte der glückliche Liebhaber sich seufzend entschließen, in die Tasche zu greifen und eine Krone daraus hervorzuholen. Mit dem traurigen Rest seines Vermögens — einigen siebzig Kreuzern alles in allem — betrat er eine Viertelstunde später den Rathauspark.

Möglich, daß ihn das Bewußtsein seiner finanziellen Schwäche so verstimmte, oder es trug die Nachmittagshitze daran Schuld, der Umstand, daß ihn Mutz heute länger warten ließ, als dies sonst der Fall war, oder der bevorstehende Abschied; jedenfalls war der Gesichtsausdruck, mit dem er sie, als sie endlich erschien, empfing, nicht der eines glücklich Liebenden. Auch die Blumen in seiner Hand fehlten, auf die sie heute mehr als sonst gerechnet hatte. All das bestärkte sie nur in ihrem heimlichen Verdacht.

„Wohin reisest du?" fragte er, nachdem die Begrüßung, etwas förmlicher als gewöhnlich, vor sich gegangen war. Es stellte sich heraus, daß sie überhaupt nicht ans Reisen dachte und sich lediglich dieses

Digitized by Google

Vorwandes bedient hatte, um ihr Rendezvous zu erzwingen. Dergleichen kam bei Mutz wohl vor.

„Schön von dir," sagte er, sowie er diesen Zusammenhang der Dinge begriffen hatte, „daß du mir Gelegenheit geben wolltest, dich zu sehen, aber du weißt, ich muß jetzt ein paar Tage intensiv studieren..."

„Gar nichts weiß ich!" versicherte Mutz, und es zeigte sich, daß ihr Mannis Studien durchaus nicht imponierten, und daß sie nicht gewillt sei, darauf irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, sie hatte vor, diesen Nachmittag mit ihm in Schönbrunn zu verbringen.

„Wir waren schon so lange nicht draußen!" sagte sie.

Das war zwar richtig, aber er hatte gute Gründe, heute nicht hinauszufahren. Er sagte milde:

„Wir werden nächster Tage hinausfahren."

„Nein — heute!" sagte sie.

„Heute geht es nicht!" sagte er.

„Warum nicht?"

„Weil — weil —"

Digitized by Google

Mutz war ein sanftes Geschöpf. Aber wenn sie etwas wollte, so mußte es geschehen. In dieser Beziehung verstand sie keinen Spaß. Sie stellte ihm ein Ultimatum:

„Also entweder wir fahren jetzt nach Schönbrunn, oder wir haben uns heute zum letztenmal gesehen."

Diese schreckliche Drohung tat die gewünschte Wirkung.

„Gut," sagte er verzweifelt, „fahren wir!"

Und zehn Minuten später saßen sie in der Stadtbahn.

Da er es bei der gereizten Stimmung seiner Geliebten nicht gewagt hatte, Billette dritter Klasse zu lösen, so blieben ihm, als man in Schönbrunn ausstieg, noch einige vierzig Kreuzer. Nun war es Mutzens Gewohnheit, wenn sie nach Schönbrunn fuhr, am Tivoli einen Kaffee zu trinken, wozu es aber heute nicht kommen durfte. Er dachte daher schon während der Bahnfahrt fortwährend über Mittel und Wege nach, sie daran zu verhindern. Infolgedessen war er ein bißchen einsilbig, was wiederum auf ihre Laune zurückwirkte.

Digitized by Google

Richtig, als man in Schönbrunn ausstieg, zog sie sofort nach links, um zum Tivoli hinaufzugehen, was ihr wohl ganz selbstverständlich schien. Er aber zog verzweiflungsvoll nach rechts.

„Wollen wir nicht durch den Park gehen?“ fragte er.

Sie zog einen Schnabel: „Bei der Hitze!“

Sie schien keine Lust zu haben, heute durch den Park zu gehen. Da fiel ihm in seiner Not ein schlagendes Argument ein.

„Aber zur Ruine müssen wir doch gehen!“ sagte er. Allerdings zur Ruine mußten sie gehen. Hinter der Ruine nämlich war seinerzeit der erste Kuß geküßt worden. Verbrecher zieht es nach der Stätte des begangenen Deliktes zurück, Liebende nach dem Orte der ersten Umarmung. Darum verabsäumten sie es fast nie, wenn sie in Schönbrunn waren, der Ruine einen kurzen Besuch zu machen. Besonders aber wenn sie ein bißchen gezankt hatten, was auch unter Liebenden vorkommen kann, pilgerten sie zur Ruine und niemals ohne Erfolg: Ein Kuß hinter der Ruine und alles war wieder in Ordnung.

Darum glaubte Mutz, aus seinem Vorschlag, zur

Digitized by Google

Ruine zu gehen, die Absicht, die bestehenden Dissonanzen auszugleichen, herauszuhören, und willigte deshalb ein. Allein die erwartete Wirkung blieb diesmal aus.

Zwar küßten sie sich gewissenhaft, aber zwischen Kuß und Kuß gibt es himmelweite Unterschiede, die nur eine Frau empfindet. Der Kuß Mannis mit dem leeren Portemonnaie war zerstreut und oberflächlich. Vielleicht, wenn er aufmerksamer geküßt hätte, würde sie an den Kaffee vergessen haben. Aber dieser Kuß war nicht danach, sie etwas vergessen zu lassen. Sie machte sich los und sagte.

„Also komm, gehen wir Kaffee trinken."

Nie noch hatte eines von ihnen in der Nähe der Ruine vom Essen gesprochen. Die Bemerkung mußte Manni daher doppelt schmerzen, und es konnte nicht anders sein, als daß er unwirsch erwiderte:

„Ich trinke keinen Kaffee!"

„Aber ich!" versetzte Mutz gereizt.

„Ich will jetzt hier bleiben!" sagte er.

„Und ich — ich will jetzt fortgehen!" rief sie puterrot und stampfte mit dem Fuße.

„So geh'!"

Digitized by Google

Er setzte sich trotzig auf eine Bank.

Sie fing zu weinen an.

„Ich weiß gar nicht, wie du heute bist. Gewiß hast du mich nicht mehr lieb."

Weinen konnte er sie nicht sehen. Er suchte sie zu begütigen, küßte ihr die dicken Tränen von den Wangen, und dazwischen bemühte er sich, ihr die Sache mit dem Kaffee freundlich auszureden. Aber sie, durch diese Bemühungen nur immer mehr gereizt, schrie immerzu, wie ein kleines Kind, was er auch sagen mochte:

„Ich will meinen Kaffee, ich will meinen Kaffee!"

Plötzlich riß ihm die Geduld.

„Also gut," rief er, „gehen wir!"

Sie schaute ihn erschrocken an. Eine so merkwürdige Entschlossenheit malte sich in seinen Zügen. Aber er faßte sie beim Arm und zog sie in der Richtung gegen das Tivoli. Unterwegs sprach er kein Wort. Indessen, in der Meierei angelangt, bestellte er wirklich einen Kaffee. Er selbst freilich trank keinen, was sie für Bosheit nahm, während doch in Wahrheit seine Enthaltsamkeit ganz anderen Gründen entsprang. Daß er ihr beim Kaffeetrinken zuschauen mußte, während er ganz gern selbst einen getrunken

Digitized by Google

hätte, machte seine Laune auch nicht rosiger. Aber plötzlich, als sie fertig war, schnappte seine Stimmung um, und er wurde mit einem Schlage ausgelassen lustig, so daß sie ihn besorgt anschaute. Er aber rief: „Was schaust?", gab ihr einen Nasenstüber und rief den Kellner herbei. Die Zeche machte 35 Kreuzer aus, aber in einem Anfall fürstlicher Geberlaune warf er dem Kellner den gesamten Rest seiner Barschaft hin. Sodann stand er sichtlich erleichtert auf, faßte Mutz unterm Arm und schritt mit ihr die Allee hinunter.

„So," sagte er, auf der Straße angelangt, „und jetzt gehen wir zu Fuß nach Hause."

Sie blieb stehen, schaute ihn bekümmert an, ob er denn auch recht bei Trost wäre. Allein er nickte bloß grimmig vergnügt und wiederholte mehrmals:

„Ja, ja, es ist so; zu Fuß wird gegangen!"

Erst nahm sie es für einen Spaß. Als sie aber bei der Stadtbahnstation ankamen, und er, statt hineinzugehen, ihren Arm mit eisernem Griff umklammerte und sie nach rechts in ein ihr völlig unbekanntes Häuserviertel zog, da sah sie wohl ein, daß es Ernst sei. Unsicher darüber, was er über sie beschlossen hätte, folgte sie ihm schwankenden Schrittes in die traurige Gegend.

Digitized by Google

Der Kontrast war überwältigend. Hinter ihr lag Schönbrunn, das strahlende Schönbrunn, mit seinen grünen Wandelgängen, seinen weißen Statuen, seinen blanken Wegen und spiegelnden Teichen — hinter ihr lag die Gloriette, die wie mit gelber Seide auf den blauen Himmelsgrund gestickt war, und vor ihr lag eine trostlose Gegend, wo Schornsteine qualmten, schmierige Häuser und rußige Fabriken die Aussicht sperrten, Unrat die staubigen Straßen bedeckte und abgequälte Menschen freudlos durch die schwere Sommerabenddämmerung schwankten.

„Das ist Sechshaus!" sagte er. „Schöne Gegend, was?"

Und er zog sie, die nun willenlos folgte, tiefer in die Viertel des Elends.

Eine schmale, endlos lange Gasse tat sich vor ihnen auf, ein heißer Brodem, dem Atem eines Fiebernden gleich, schlug ihnen entgegen. Müdgehetzte, schlechtgekleidete Menschen schlichen an den schlechtgetünchten Häusern entlang, die gleich Wänden bedrückend gen Himmel stiegen, und an deren staubblinden oder zerbrochenen Fenstern die Abendsonne blutig niederrann. Ein müder Lärm drang aus den Häusern hervor und verschmolz in der Gasse zu einem einzigen, schweren

Digitized by Google

und unendlichen Seufzen. Irgendwo in der Ferne weinte ein kleines Kind.

Sie kamen an einem offenen Parterrefenſter vorüber, in dem ein paar Blumenſtöcke ſtanden. Aber die Blätter der Pflanzen waren grau ſtatt grün, die wenigen Blüten braun und matt. Unter einem niedrigen, runden Haustor ſaßen ein paar bleiche Kinder in einem trüben Knäuel beiſammen und ſpielten freudlos ihre müden Spiele. Mutz ſchaute bedauernd weg, da ſtieß ſie mit einem betrunkenen Arbeiter zuſammen, der eben aus der Branntweinſchenke taumelte, ſie anſtierte wie ein Tier und ihr ins Geſicht rülpſte. Entſetzt und angewidert hielt ſie ſich das Spitzentüchlein vor, das ihr Manni ſeinerzeit aus Venedig mitgebracht.

„Welche Hitze!“ ſtöhnte ſie und verſuchte ſtehen zu bleiben. Aber er ſagte rauh „Komm!“ und zog ſie unerbittlich weiter.

Empört über ſein Benehmen, riß ſie ſich los.

„Ich geh' nicht weiter!“ ſchrie ſie.

„So bleib' da!“ verſetzte er brutal wie ein Kutſcher und ließ ſie einfach ſtehen. Langſam, ohne ſich umzuſehen, entfernte er ſich; entſetzt blickte ſie ihm nach. Eine fürchterliche Angſt ergriff ſie, in dieſer troſtloſen Gaſſe allein zu bleiben; ſie lief ihm nach, holte ihn

Digitized by Google

ein, hängte sich krampfhaft an seinen Arm. Er lächelte höhnisch, verächtlich.

Da er nicht stehen bleiben wollte, verlegte sie sie sich aufs Bitten. Aber er schrie sie an: „Laß mich in Ruh'!" und schritt weiter.

Da sah sie ihn mit einem großen Blick an, verstummte und schritt stumm weinend neben ihm einher.

Das also war Manni, ihr Geliebter? Nein, das war er nicht. Sie hatte einen feschen, jungen Mann geliebt, der sich elegant zu kleiden, zu benehmen weiß, der in behandschuhter Hand mit einer zierlichen Verbeugung Blumen anbieten, mit prüfenden Augen und lächelndem Munde Artigkeiten sagen kann. Nun ging im Staube dieser erbärmlichen Straße ein häßlicher, vorgebeugter, müder Mensch schwer neben ihr einher, dem der Schweiß von der geröteten Nase tropfte, der „Komm!" schrie, sie beim Arme riß, der ein hartes, rohes Gesicht hatte, das sie haßte, und steinerne Augen, die sie fürchtete. Wo war er, ihr Geliebter?

Wo war sie, seine Geliebte? Doch nicht die da, die widerwillig neben ihm einherging, die ihn gewiß allein gelassen hätte, wenn — vermutlich, wenn sie nicht ihr Geldtäschchen zu Hause gelassen hätte. Ja, wenn er Bonbons und Blumen brachte, wenn man im

Digitized by Google

Wagen fuhr, ins Theater ging, im Prater soupierte, da war sie seine Geliebte, da besaß er ihr Herz, ihre Liebe. Aber war denn das Liebe, diese Luxusliebe? Hier erst, in der Straße des Elends, zeigte sich was Liebe war.

Ein Gedanke machte ihn beinahe lachen:, Was sie wohl sagen würde, wenn er ihr anvertrauen wollte, daß er einfach das Geld nicht habe, die Stadtbahn zu bezahlen, daß sie ihm fehlten, diese zwanzig Kreuzer. Haha, wie wird sie ihn verachten, wenn er ihr das sagen wird!

Eine Lust ergriff ihn plötzlich, es ihr zu sagen, auf die Gefahr hin, daß sie ihn verachte. Und schon öffnete er den Mund.

Aber in diesem Augenblicke grüßte Mutz, und da Manni aufschaute, bemerkte er drüben auf dem anderen Trottoir seinen Freund Robert, der vergnügt vorüberruderte, indem er Manni durch ein anerkennendes Lächeln zu verstehen gab, daß Mutz seinen Beifall finde.

„Einen Augenblick!“ sagte Manni und sprang zu seinem Freunde hinüber.

Eine kurze Unterredung entspann sich zwischen

Digitized by Google

den beiden, in deren Verlaufe Robert in die Tasche griff und Manni etwas in die Hand drückte.

Manni kehrte zurück.

„Na, na!“ sagte er, da er die Tränen bemerkte, die, Tautropfen gleich, in ihren zarten Wimpern hingen. „Na, na!“ Und er liebkoste ihren Arm.

Ein paar Minuten beherrschte er sich noch, der Form halber, um die Sache nicht so auffällig zu machen. Dann aber sagte er plötzlich: „Komm, schauen wir, daß wir aus dieser Straße herauskommen“, und zog sie nach rechts in eine freiere Gasse.

Ein zweispänniger Wagen auf Gummirädern rollte langsam leer vorüber. Manni winkte ihm und stieg mit Mutz, die heute aus dem Verwundern nicht herauskam, ein. Der Kutscher trieb die Pferde an, und im Nu verschönte sich die Gegend ringsum. Die Häuser wurden größer, stattlicher, gepflegter und traten zu beiden Seiten der Straße weiter zurück. Die Passanten hatten plötzlich bessere Kleider bekommen, gingen lebhafter, heiter einher, und schon schlängelten sich vereinzelt schöne junge Damen mit hellen Sommerhüten zwischen ihnen durch. Auch kühler war es geworden und staubfrei, und hinter zartgefärbten Wolken lächelte der Abend.

Digitized by Google

Mutz und Manni tranken aufatmend die leichte Luft, die ihnen entgegenzog, und ließen sich die Stirnen trocknen. Bei der Westbahnlinie faßte er begütigend die Hand seiner Kleinen, und sie ließ es, wenn auch noch böse im Gesichte, geschehen. Und in einer kleinen Seitengasse am Neubau raubte er ihr plötzlich verwegen einen Kuß. Sie erschrak heftig, hielt ihm eine längere Strafpredigt, die jedoch, als es in den Gassen dunkler wurde, schwächer ward und schließlich in einem heftigen Kusse unterging.

Am Abend spendierte er eine Flasche Asti Spumante, und sowie sie den im Kopfe hatten, waren auch die Ereignisse des Nachmittags wieder vergessen. Und Manni war wieder der entzückendste Liebhaber, Mutz wieder die reizendste kleine Braut, die jemals ein Student im dritten Semester in Wien besessen hat.

Nur die Idee, sie zu heiraten, hatte er aufgegeben seit jenem unfreiwilligen Spaziergange durch die Straße des Elends.

Digitized by Google

Digitized by Google

89006155170

b89006155170a

Digitized by Google

Digitized by Google

89006155170